September. Eine Gruppe von Künstlern und Kunstinteressierten findet sich halb geplant, halb zufällig in einem abgeschiedenen, wohlkonstruierten Anwesen wieder, um ein Leben voll Wonne und künstlerischer Inspiration zu führen. Eine verzweifelte Flucht für die einen, nicht viel mehr als ein interessantes Experiment für die anderen, und für alle die Gelegenheit, etwas Entscheidendes zu lernen: Warum das Elysium der Tod des Künstlers ist und warum man am besten mit einem Bein in Glück und Ordnung und mit dem anderen in Passion und Chaos stehen bleibt.

## Patrick Wunsch

Teichen von Herbst

Roman

## © 2020 Patrick Wunsch

Illustration Umschlag: Isabel Zeuge (Drowned Orange)

Verlag und Druck: tredition GmbH Halenreie 40-44 22359 Hamburg

ISBN Taschenbuch: 978-3-7497-9380-8 ISBN Hardcover: 978-3-7497-9381-5 ISBN E-Book: 978-3-7497-9382-2

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

## Für Marja. $\heartsuit$

1

Je nachdem, wie man die Welt betrachtete, wimmelte sie entweder vor gewöhnlichen oder vor merkwürdigen Menschen. Betrachtete man die Welt aber mit den Augen eines Weisen, hütete man sich vor einem Urteil. Dann blieben es Menschen wie du und ich, mit Gründen und Zielen, die sie selbst nicht immer kannten, auf der Suche nach etwas, das sie Glück nannten.

Das Glück war schwerlich zu definieren, ohne Beispiele zu nennen. Beispiele, bei denen die einen mit größter Begeisterung zustimmten und die anderen die Hände über dem Kopf zusammenschlugen. Das Leben war, wie hingegen ein jeder früher oder später lernte, die Beschwerlichkeit auf dem Weg zum Glück. Ob wir es erreichten – und es, einmal erreicht, festhalten konnten –, hing mit vielem zusammen, auf das wir keinen Einfluss hatten und mit vielem, das wir nicht verstanden.

Aber konnte es nicht so etwas wie eine Abkürzung dorthin geben?

Es war der erste September, ein Donnerstag, der kühl begonnen hatte, doch sonnig, nicht ungleich einem Frühlingstag. Eine siebzehneinhalbjährige Gymnasiastin namens Aske saß auf einer kleinen, bachumflossenen Insel, die vom Gehweg aus über eine Holzbrücke mit Metallgeländer zu erreichen war. Es war ein ruhiges Plätzchen, vor allem in den Morgenstunden. Dort verweilte sie, ohne einen Gedanken an die Zeit, inmitten der Schattenmuster, die eine gewaltige, sich träge wiegende Trauerweide hinabwarf.

Sie hatte sich mit dem Rücken an die raue Schrägfläche eines dickwanstigen Steins gelehnt und nippte an einer Flasche günstigen Bieres. In einiger Entfernung lag ein Spielplatz, seelenleer und umgeben von der Aura eines verwaisten Ortes; dahinter glühte ein maroder, schief stehender Bauzaun im staubigen Sonnenlicht. Der gebrechliche Herr, der auf der Parkbank saß, schlug die Zeitung auf.

Aske nahm, mit der Hand ins taubenetzte Gras gestützt, einen tiefen Atemzug, wie in einem Versuch, den Morgen mit all seiner Ruhe und Kraft in sich aufzusaugen, und obwohl dieser Versuch ein absurder war, schien er nur knapp zu misslingen. Die Sonne lächelte darüber nicht mehr als zuvor; in wohlwollender Heiterkeit bedachte sie den Park unterdessen mit der erquickenden Wärme wie an einem Aprilvormittag, und dazu streifte eine milde Brise Askes Wange. Ihr Kopf ruhte auf dem Stein, die Härte vergessen, während ihre Augen den roten Kometen folgten, die über den Himmel zogen und lange Schweife hinterließen wie Spuren aus glühendem Larimar.

Den Anflug eines Katers hatte Aske verwunden dank zweier Flaschen Bier, die Kaori als Konterbiere bezeichnet hätte. Im Großen und Ganzen war das Leben wohl angenehm, fand Aske – doch mehr nicht. Sie hatte wenig zu beklagen, und doch: Irgendetwas fehlte ihr, und der Drang, danach zu suchen, herauszufinden, was es war, wurde mit jedem Tag stärker. An diesem Morgen die Ruhe wiederzufinden, die ihr vor nicht allzu langer Zeit innegewohnt hatte, war ihr nicht ansatzweise gelungen. Alles um Aske herum stimmte; alles war, wie es früher hätte sein müssen, um sich in Einklang mit sich selbst zu bringen. Nur geschah es nicht. Die Wirkung blieb aus, abermals.

Qualität der Zeit, dachte sie, nur die zählt. War es das Höchs-

te, in Ruhe ein Bier zu trinken? Nutze den Moment! Was ist das Verrückteste, das du tun könntest?

Ihr kam nicht die leiseste Idee. Die dritte Flasche leicht geneigt in die Höhe gehalten, betrachtete Aske das Zittern der kristallenen Reflexionen. Sie betrachtete ihre Finger, die sich um das Glas schlossen. Die Nägel, den schwarzen Lack – und den Silberring mit dem Efeumuster, ein Geschenk wie aus einer anderen Welt, das noch weit mehr Bedeutung hatte, als es Aske lieb war, und von dem sie sich dennoch zu trennen nicht imstande sah.

War dieser dumme Ring der Schlüssel? Eine seltsame, schwer zu begreifende symbolische Kraft ging von ihm aus, als wäre der Geist, der sie so lange verfolgte, an dieses Kleinod, an dieses Stück geschmiedeten Metalls gebunden; den Ring abzulegen, würde die Befreiung von diesem Teil ihrer Vergangenheit vielleicht besiegeln. Doch der richtige Moment war noch nicht gekommen, das war ihr deutlich klar.

Aske seufzte. Von dort aus, wo sie saß, war das Ende der Einkaufsstraße zu sehen, die ihr vertraut war wie keine andere Straße. In den Schatten der Altstadtbauten lagen drei unscheinbare Läden nebeneinander, in denen sich Aske aufzuhalten beliebte: Ein Buchladen, in dem es nach altem Papier roch, ein Schallplattengeschäft mit einem redseligen, jedoch äußerst zuvorkommendem Verkäufer, in dem sie bereits manchen Schatz gefunden hatte, und ein Spezialist für Lederwaren.

Zufluchten mochte man sie nennen, diese Läden, schüchterne Örtchen, an denen sich Aske freier fühlte als in der weiten Welt. Zuletzt hatte sie ihre Hoffnungen in Norwegen gesetzt, den langersehnten Urlaub in vertrauter Ferne – vergeblich: Dem Alltag für eine Weile zu entrinnen, reichte nicht aus. Doch was hatte gefehlt? Die richtige Gesellschaft? Annehmlichkeiten, die eine Hütte in

den nordischen Wäldern nicht bieten konnte? An Aske selbst hatte es nicht gelegen. Sie hatte sich alle Mühe gegeben, dem Ganzen etwas abzugewinnen, Neues und Aufregendes zu sehen, wo nichts Neues und Aufregendes war – nur um festzustellen, dass die Fremde die gewohntesten Orte des Alltags kaum überbot, was irgendeine unerwartete Wirkung auf die Seele betraf. Die Nadelwälder Norwegens mit den klaren Quellen, dem Blick in die Täler, vom Sommer gemalt, und den Bergketten, die im Blau der Ferne lagen, waren doch im Grunde nichts im Vergleich zu dieser Einkaufsstraße, und genauso wenig hatte die Wildnis in ihr irgendeinen Drang ausgelöst, sich hinauszuwagen, loszuziehen ins Unbekannte und zu sehen, wohin der Weg sie führte. Ihre Flucht hatte sie in sieben Wochen ohne Bedeutung geführt. Schlimmer noch: Der Drang nach – zur gleichen Zeit – mehr Leben und weniger Leben war, so schien es, nach ihrer Rückkehr noch stärker geworden. Der Drang zum Neuen und der Drang vom Alten fort, der sich nicht abschütteln ließ.

Die Straße, die Aske noch immer im Blick hatte, betrat oder verließ an diesem Morgen kaum eine Seele – doch wie viele Leute stiefelten auf den gepflasterten Wegen jenseits des Baches vorbei, der Askes Insel umfloss! Sie redeten über Gott und die Welt – mehr die Welt –, über Nichtigkeiten und Dinge, die Aske nicht einzuordnen wissen konnte, und oft über sich selbst. Die meisten waren in Eile, auf dem Weg zur Arbeit vielleicht oder zu einem Rendezvous, in das sie große Hoffnung setzten.

Das geschäftige Treiben spielte sich gleich jenseits des Baches ab und schien doch weit entfernt von der Insel, auf der Aske in sich selbst die tiefste Ruhe fand. Sie gab sich der flüchtigen Fantasie hin, nie dorthin zurückkehren zu müssen, wo sich uninteressante Leute mit uninteressanten Dingen beschäftigten. Solche Mo-

mente der Ungezwungenheit, solche Momente abseits der starren Strukturen waren es, für die es sich überhaupt zu leben lohnte, oder nicht? Wofür sonst?

Der gebrechliche Herr faltete die Zeitung zusammen, mühte sich auf die wackligen Beine und schleppte sich, auf den Gehstock gestützt, davon. Als Aske, an den Stein gelehnt, die rauchummalten Augen schloss, das Haar, die Haut und die Kleidung gewärmt von einer Erinnerung des Sommers und mit dem Gefühl, dass mit jedem Herzschlag eine Ahnung von Freiheit ihren Körper bis ins Kleinste durchströmte, fragte sie sich nur mehr eines: Ob es nicht möglich war, einen ganzen Tag lang das Gefühl zu haben, alles wärer richtig, alles entspräche einem großen Plan. Zwei Tage lang. Eine Woche. Die Essenz des Lebens – diese lungen- und herz- und geisterfüllende Freiheit – zu extrahieren und zu komprimieren.

Ernst legte sich in Askes Blick, Finsternis. Ach, dachte sie, Freiheit! Was bedeutete das anderen Menschen? Oft war ihr, als wäre sie die Einzige, die sich an dieser Art von Freiheit erfreute: der Freiheit, sich eine Weile der Träumerei hinzugeben, die Zeit zu vergessen.

Die westliche Gesellschaft, fand sie, die sie eine äußerst intelligente Gymnasiastin war und gerade solche Aussagen zu formulieren gelernt hatte, war durch und durch einer unverständlichen, sich durch alle Schichten ziehenden Absurdität anheimgefallen. Sie hatte sich, wie Askes jüngste Schlussfolgerung lautete, mit der Zeit in eine Glorifizierung der *Ideenfreiheit* verrannt – wenngleich diese im Rahmen der politischen Korrektheit abgenommen hatte –, während die meisten Leute selbst große und gesundheitsschädliche Beschränkungen der *Beschäftigungsfreiheit*, der Freiheit, mit seiner Zeit anzufangen, was man wollte, stillschweigend hinnahmen aufgrund, nein, *unter* der Ideologie des Wachstums, von dem die we-

nigsten profitieren konnten. Trotzdem wurde die Ideologie von der Allgemeinheit vehement verteidigt; kluge, hochqualifizierte Menschen verbrachten den Großteil ihrer Lebenszeit damit, Geld zu verdienen mit Arbeit, die ihnen keine Freude bereitete, um sich eine Urlaubsreise zur Erholung von ebenjener Arbeit leisten zu können. Es war eine Einstellung, die sich ohne den Glauben an ein paradiesisches Jenseits, welches das diesseitige Leben mitsamt all der Zeitverschwendung in den Schatten stellte und ihm die wesentliche Bedeutung absprach, kaum erklären ließ. Was die westliche Welt kennzeichnete, war alles andere als die Freiheit, die sie als ihren zentralen Wert proklamierte, vielleicht das Gegenteil.

Das nahe Krächzen eines Raben durchdrang Askes Gedanken wie ein Pfeil das Wild. Es war das vertraute Krächzen des Raben, dem sie den Namen Herr Gram gegeben hatte. Aske mochte den gefiederten Gesellen. Mit den ergrauten Schwungfedern an beiden Flügeln, manche beinahe weiß, erkannte man ihn von Weitem. Wie sich das begründete, ließ sich für den Laien schwer sagen; Aske schob es auf das Alter, denn dem Namen entsprechend machte Herr Gram, stoischen Wesens und selten in Bewegung, seltener noch flatternd oder fliegend, durchaus den Eindruck eines Greises in Vogelgestalt. Sie pflegte mit ihm zu sprechen – wie mit einem Alten –, und zuweilen schien er sie zu verstehen. Wenn sie etwas zu essen bei sich hatte, warf sie ihm eine kleine Belohnung zu für die ruhige und ernste Aufmerksamkeit, die er dem Überschwang oder dem Kummer ihrer Worte hatte zuteilwerden lassen.

Ein Lächeln, das von einer gewissen Traurigkeit durchsetzt war, umspielte Askes Züge. Einmal, so erinnerte sie sich, hatte sie den Raben zu belehren versucht, wie sinnlos das Leben war, wenn man gründlich darüber nachdachte. Es war ein eigenartiger Tag gewesen; Aske hatte zuvor bitterlich geweint. Es war aus heiterem Him-

mel dazu gekommen (wie sie im Nachhinein glaubte; in Wahrheit hatte eine Reihe unerfreulicher Ereignisse und mehrere Flaschen billigen Bieres entscheidende Beiträge zu dem beispiellosen Verlust ihrer Kontenance in aller Öffentlichkeit geleistet, dazu, dass der sonst ruhig dahinziehende, geradezu idyllisch wirkende Fluss ihres Seelenlebens unvermittelt und in reißendem Strom über die Ufer getreten war). Erst hatte sie allein geweint, dann in Kaoris Armen und später unter den neugierigen, vielleicht mitleidigen Blicken Herrn Grams. Als sie dem Vogel, der die Klauen um das gleißende Brückengeländer geschlossen und den Kopf tief zu ihr hinabgesenkt hatte, schließlich schluchzend und schniefend ihre herangewachsene Verzweiflung darlegte und ihm klagte, dass nichts von alledem, was sie tat, sie nur einen Hauch glücklicher werden ließ und man ihres Erachtens nur froh sein konnte, zumindest den Status quo des Glücks zu erhalten, sobald der Zauber der Kindheit vorüber war, ob nun verweht von einer plötzlichen Böe oder stetem Rückenwind, hatte der einfältige Vogel unentwegt seine Einwände vorgebracht – zumindest hätte er es, der Sprache mächtig, mit Sicherheit getan -, und Aske binnen eines kurzen Moments auf den rechten Weg zurückgeführt, als er sich mit dem seltsamsten Zutrauen näherte und dem Mädchen, wenngleich ihr Tränen die Augen benetzten, auch an diesem Tag den Anflug eines Lächelns entlockte.

Heute aber befand sich Herr Gram, wie Aske gewahr wurde, selbst nicht auf der Höhe: Er legte eine eigenartige Trägheit an den Tag, die er zuvor noch nie gezeigt hatte. Irgendetwas stimmte nicht, doch was konnte eine siebzehnjährige, leicht angetrunkene Schülerin tun, um einen Raben aufzuheitern? Das weise Tier mochte den Umstand einsehen, denn er machte keinerlei Anstalten, um seelischen Beistand zu bitten. Er verharrte in einiger Ent-

fernung auf dem anderen Stein, rührte sich kaum und gab kein weiteres Krächzen von sich. Er schien, wie Aske zunächst, sich entschlossen zu haben, seufzerlos und mit Gedanken aus Luft der etwas besseren Zeiten zu harren.

Wie Aske. Genau wie sie. Die Augen geschlossen, versuchte sie sich auszumalen, was sie in diesem Moment am liebsten täte. Die Ideen kamen und gingen in losen Formen, in Schemen und Schatten, waren nicht zu fassen, nicht zu untersuchen, nicht zu ergründen, und irgendetwas fehlte darin – nur was? Aske dachte darüber nach, und schließlich meinte sie, darauf gekommen zu sein: Es mochte angenehm sein herumzusitzen, den Wind auf dem Gesicht zu spüren, ein wenig betrunken zu werden, doch wo blieb das Abenteuer? Wo blieben Gefahren und Entdeckungen? »Und worin könnte denn eigentlich«, murmelte Aske, nachdem sie der Idee ein Stückchen gefolgt war, »in dieser geordneten, gezähmten Welt noch ein wirkliches Abenteuer bestehen?«

2

Das Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite des Parkplatzes stand in Flammen, ein fünfstöckiger Koloss aus Aluminium und Glas. Der Brand hatte die untere Hälfte bereits erobert, ein Inferno aus grollender Feuersbrunst und grellem Licht drängte sich zwischen den Mauern, verwandelte das Mobiliar zu Asche, und ein Sturm von Lohen schlug beständig aus den zerborstenen Fenstern heraus in die Höhe. Rauch in allen Grauschattierungen suchte die kühlere Luft darüber, stieg empor, löste sich hoch am Himmel auf. In schwarzen Fetzen schwirrte durch die Luft, was eben noch Arbeitsdokumente waren, Bau-, Dämmmaterial – oder vielleicht die Kleidung eines Mitarbeiters.

Die Hitze war bis hierher zu spüren, durch das Glas der Fenster hindurch, das sich mit Ruß bedeckte. Ein Zittern und Beben ging durch die Streben, als es einen ohrenbetäubenden Lärm gab; die Explosion warf eine brennende Woge auf, die sich mit einer solchen Macht, mit einer solchen Höllengewalt durch die Fenster presste, dass sie alles mit sich riss, was von den Wänden noch übrig war, und in einer merkwürdigen Ruhe nachklang, die ein erdrückendes Gefühl von Endgültigkeit heraufbeschwor. Der Ausbruch hatte den oberen Teil des Gebäudes nur mehr als glutdurchsetzten Trümmerhaufen zurückgelassen, der ringsumher von wilden Flammen umzüngelt wurde.

Das wäre ein Anblick! Es stand außer Frage, dass man sich solcher Gedanken zu schämen hatte, und ein wenig tat er das. Und doch: Was wäre das für ein Erlebnis! Welch sonderbare, welch seltene Art von Glück war es, einem Ereignis dieser Art einmal beigewohnt zu haben! Wie die Wahrscheinlichkeiten standen, würde nichts dergleichen je in Anwesenheit Miroirs geschehen. Man wünschte sich vieles, von dem man wusste, dass es nie eintreten würde, und arrangierte sich für gewöhnlich damit. Mehr noch: Die unerfüllten Sehnsüchte waren es, die einen Menschen am stärksten definierten, sein Handeln begründeten. War daran nichts zu ändern, dass man solche Sehnsüchte in sich trug und sich davon beherrschen ließ? Zurückgelehnt in den Bürostuhl, legte Miroir ein einfaches Textdokument auf dem Desktop an, in das er hineinschrieb:

Jene, die ihre Sehnsucht zu zügeln wissen, können das nur, weil ihre Sehnsucht schwach genug ist, beherrscht zu werden.

Enter, Klammer auf. Es war dreizehn Uhr drei.

Vier.

Fünf. Er starrte auf die weiße Fläche und überlegte. Von wem stammte das Zitat? Hemingway? Twain? Er hatte es vergessen. Nun, wenn sich Miroir nicht an den Namen erinnern konnte, war der Verfasser wohl ohne große Bedeutung. Es wurde dreizehn Uhr sechs.

Sieben. Vielleicht siebeneinhalb. Die Worte waren ihm wie aus dem Nichts in den Sinn gekommen, und er hatte geglaubt, sich inspirieren zu lassen, davon ausgehend etwas von Bedeutung schreiben zu können, wie es ihm früher mit Leichtigkeit gelungen war.

Acht. Wie einfach es früher gewesen war, die Bedeutung zum Fließen zu bringen!

Neun. Nun, eigentlich war es nur manchmal einfach gewesen, und von Bedeutung konnte nicht uneingeschränkt die Rede sein – doch sicher von etwas in der Nähe davon, einer Art Wahrheit mit Substanz. Hatte er sich seitdem verändert? Miroir ertrug den Gedanken einer charakterlichen Entwicklung nur schwer, implizierte der Begriff der Entwicklung doch einen vorherigen Zustand, der nicht wünschenswert gewesen war. Er gab sich, wie wohl die meisten Menschen, gern der Vorstellung hin, immer schon gute Gedanken gehabt zu haben, andersartige vielleicht, doch keineswegs schlechtere als die heutigen.

Zehn. Über das Kontextmenü löschte er das Dokument, leerte den Papierkorb und blickte hinüber zu den Fenstern. Draußen herrschten Sturm und Gewitter, Gewalten der Natur, deren Getöse im Schutz des Büros kaum zu vernehmen war. Melancholie füllte sich in Miroirs Gedanken wie Regen ins Fass. Sie war nicht unerträglich, die Melancholie, eine vertraute Freundin, mit der man ein ungezwungenes Schweigen teilte, nahm ihm jedoch den letzten Rest Arbeitsmotivation.

Als er sich von seinem Platz erhob und ans Fenster trat, spürte er deutlich, gleichsam physisch, wie die Blicke der Kollegen ihm folgten. Er sah hinaus: Der Himmel bot einen trostlosen Anblick, ein schmutziges Grau, verfinstert von wuchernden Wolkengebilden aus Dunst und Donner. Aus der Ferne war ein mächtiges Grollen zu hören, ein Rumoren von wütender Gewalt. Nichts erinnerte mehr an den Morgenhimmel, dessen Pastellfarben Miroir auf dem Weg hierher mit Entschlossenheit erfüllt hatten.

Der Blick des Werkstudenten, zu dem Miroir durchaus nicht versuchte, einen *guten Draht* zu finden, klebte hartnäckig in seinem Kreuz. Auch den Blick des Abteilungsleiters spürte er, der sich mit seinem halb offenen Hemd und der spröden Lederhalskette als Personifizierung eines entspannten Lebensstils betrachtete. Er geizte nicht mit Lob und Kritik, hielt Feedback zu den

kleinsten Arbeitsschritten für das Alpha und Omega eines Teams kreativer Köpfe. Und schließlich war da der dümmlich grinsende, vorlaute Grafiker, der in auffälliger Regelmäßigkeit Herrenwitze zum Besten gab, obwohl niemand je wirklich darüber gelacht hatte.

Miroirs Interesse an seinem sozialen Umfeld hielt sich in engen Grenzen. Es kam vor, dass er sich nach jemandes privaten oder beruflichen Angelegenheiten erkundigte, doch bedurfte es immer eines besonderen Impulses, einer bewussten Entscheidung und einer gewissen Überwindung. Im Grunde, dachte er, unterschied er sich jedoch nicht von den anderen, die doch aus reiner Höflichkeit vorgaben, am Gegenüber interessiert zu sein; er hielt sich also schlicht für ehrlicher.

Dreizehn Uhr dreizehn. Die Kollegen hatten sich ihrer Arbeit zugewandt; sie interpretierten Miroirs Verhalten wohl als eine Art inspirative Pause. Bei Kreativen hinterfragte man es nicht, wenn sie sich sonderbar benahmen. Je sonderbarer, desto kreativer. Es waren die ungewöhnlichen Ideen ungewöhnlicher Menschen, auf die man hier setzte, um sich von der technisch wie handwerklich überlegenen Konkurrenz abzuheben. Anders ausgedrückt, hatte man es sich in den Kopf gesetzt, so etwas wie Kunst kommerziell zu verwerten, und dementsprechend ausgefallen waren die Ansätze im Marketing, auf die man sich geeinigt hatte. Im Grunde gefiel Miroir dieser Ansatz, und er hatte in seiner zweijährigen Tätigkeit in diesem Unternehmen etliche Konzepte und Texte beigesteuert, auf die man durchaus stolz sein mochte. Derzeit aber umfasste seine Beschäftigung nichts, was ihn auch nur im Geringsten zu begeistern vermochte. Er lauschte dem Donnergrollen und ließ seine Gedanken hierhin und dorthin schweifen.

»Leben ist, wenn man mich fragt, ein inflationär gebrauchter

Begriff«, sagte er schließlich, ohne einen Gedanken daran, welche Wirkung die Worte entfalten mochten. Tatsächlich entfalteten sie kaum eine.

Miroir war ein nachdenklicher Mensch, den mangelnde Nachdenklichkeit anderer in Verdruss bringen konnte. Sein Persönlichkeitsprofil entsprach dem des Architekten, eines analytischen und planvollen Kreativen – und eines zynischen Träumers. Nicht immer war er ein nachdenklicher Mensch gewesen. Früher hatte sich Miroir über die Tiefe des Lebens weniger Gedanken gemacht. Er hatte sich für philosophische Themen interessiert, doch ein Feuer hatte er nicht gefunden.

Dann aber, Anfang zwanzig, hatte eine plötzliche Inspiration entfacht, was seitdem nicht mehr erloschen war. Er nahm sich mehr und mehr die Zeit, insbesondere gesellschaftliche und zwischenmenschliche Zusammenhänge gründlich zu durchdenken. Verbindungen zu sehen. Er grübelte und grübelte, zuweilen stundenlang. Um die Theorien zu ordnen, schrieb er innerhalb eines Dreivierteljahres einen Roman: Glut auf Silber spielte in einer nicht allzu fernen Zukunft, in der Maschinen die meisten Arbeiter und viele Künstler ersetzt hatten und die künstlerische Darstellung menschlicher Emotionen als Kontrast zur rationalen und effizienzorientierten Maschinenwelt eine beispiellose Glorifizierung erfuhr. Im ersten Akt handelte sie von der Konkurrenz zweier äußerst talentierter Studentinnen der Analogfotografie, einer Kunstform, die eine erstaunliche Renaissance erlebt hatte. Die beiden versuchten, einander hinsichtlich der Ablichtung besonders bewegten Konzert- und Theaterpublikums zu übertrumpfen. Der zweite Akt handelte von der Liebesbeziehung, die sich zwischen den Mädchen anbahnte, der dritte von der Realität derselben. Auf jegliches dramaturgisches Konfliktpotenzial verzichtend, wich die Geschichte wesentlich von der etablierten narrativen Struktur ab. Entgegen der gutgemeinten Ratschläge der Lektorin, das bewährte Konzept des Spannungsbogens nicht völlig außer Acht zu lassen, blieb Miroir seiner Linie mit tiefster Überzeugung treu. Die Herangehensweise wurde sowohl von Lesern als auch von Kritikern positiv aufgenommen; es verkauften sich in den ersten sechs Monaten einige tausend Exemplare.

Er hatte zu dieser Zeit begonnen, sich als Künstler zu verstehen – und stets einigermaßen fehl am Platz zu fühlen –, im Großen und Ganzen jedoch konnte er behaupten, mit seiner Situation zufrieden zu sein. Es hatte keinerlei Anlass gegeben, sich dem Leben noch eingehender in künstlerischer oder philosophischer Hinsicht zu widmen. Dann aber lernte Miroir, unabhängig voneinander, zwei Menschen kennen, die einen wesentlichen Einfluss auf die Art und Weise nahmen, wie er über einige der grundlegenden Themen dachte.

Einer dieser Menschen war eine junge Frau namens Fleur. Sie kennenzulernen war, wie sich im Nachhinein herausstellte, das größte Glück und das größte Unglück zugleich. An Miroirs Aussehen war nicht viel auszusetzen, und sein Charakter durfte als einnehmend bezeichnet werden, weshalb er eine Reihe an Freundinnen gehabt hatte und noch viel mehr Bekannte; Fleur mochte nur die Zweithübscheste unter ihnen gewesen sein, passte jedoch – intelligent, kunstinteressiert und verständnisvoll – mit unüberwindlichem Abstand als Freundin am besten zu ihm. Was sie und er ineinander fanden, war, wenn man Miroir fragte, wirkliches Leben, und es wäre vielleicht besser gewesen, sie hätten diese Erfahrung nicht gemacht. Fleur wurde für Miroir zur Lebensessenz, und umgekehrt mochte es kaum anders sein. Wie es in Beziehungen dieser Intensität unausweichlich war, brachten sie einander Freude und

Leid, nicht vermischt zum grauen Rinnsal, wie es beim durchschnittlichen Paar zu entstehen neigte, sondern säuberlich geteilt in die tosenden Brandungen von Euphorie und Gram, in zwei Seiten einer unentwegt sich drehenden Medaille. Aus der Asche der permanenten Konflikte aber erhob sich schließlich eine Beziehung von höchster Stabilität, ein adamantener Bund zweier Leben, der, wie es schien, durch nichts mehr entzweizureißen war.

Richard, auf der anderen Seite, verkörperte auf den ersten Blick die Lösung dessen, was Miroirs und Fleurs Beziehung von Zeit zu Zeit noch ein wenig zu trüben vermochte: Es war das Bewusstsein ob der Vergänglichkeit des Glücks, die ihnen die Freude daran nahm, besonders wenn das Glück am größten war, die Vergänglichkeit sowohl des akuten als auch des chronischen Glücks, der sie früher oder später - oft unvermittelt - gewahr wurden. In einer Sekunde waren sie erfüllt von Erregung und Enthusiasmus, in der nächsten bereits waren sie der Zermürbung der Wirklichkeit anheimgefallen. Eine falsche Note in einer perfekten Komposition hat gewaltiges Gewicht. Richards gesellschaftliche Position verhieß die Möglichkeit, das Glück länger als gewöhnlich aufrechtzuerhalten, und auch wenn es keine permanente Lösung darstellte, sich den edlen Genüssen der Wohlhabenden hinzugeben, ließ es das Paar das Unvermeidliche zumindest für kurze Momente wieder vergessen.

Das sogenannte *Projekt* des Freundes war eine Vision, eine Versprechung, an die sich Fleur und Miroir klammerten. Es war die Hoffnung, die Gedanken an Vergänglichkeit hinter sich zu lassen, das temporäre Verdrängen des Unausweichlichen in der Stabilität einer außergewöhnlichen Lebenssituation aufrechtzuerhalten. Die kontinuierliche Erfahrung umfassender Pläsier barg eine aufrichtige Zuversicht, dem Auf und Ab von höchster Wonne und tiefster

Verzagtheit endgültig zu entrinnen. Sie hatten, seitdem ihr gemeinsamer Freund sie über seine Pläne in Kenntnis gesetzt hatte, nicht ein Wort darüber gesprochen, sich in hoffnungsvolles Schweigen gehüllt, doch Miroir wusste, dass Fleur wie er fühlte, und Fleur konnte der neue Funke in Miroirs Temperament ebenso wenig entgangen sein.

Von den Einzelheiten des Plans ahnten sie nichts – niemand tat das –, und doch dachte Miroir seitdem an kaum etwas anderes als an Richards Projekt. An die Möglichkeiten des Palais. Die Konzentration, die seine Arbeit erforderte, war nicht mehr aufzubringen, und so hatte er beschlossen, dieser Phase seines Lebens so bald wie möglich ein Ende zu setzen. Auch davon ahnte Fleur nichts; Miroir nahm jedoch an, dass die Verwunderung seiner Verlobten kaum einen Augenblick andauern würde, wenn sie es erfuhr. Es war der konsequente Schritt.

Als der Regenschauer vorüber war und es nur mehr vom Dach des Gebäudes tröpfelte, stand Miroir noch immer am Fenster. Er genoss die Stille, die eingekehrt war, und dachte nicht eine Sekunde mehr über das nach, was er im Begriff zu tun war. Er war wie erstarrt angesichts der herbstlichen Düsternis dieses Tages, obwohl alles in ihm hätte Frühling beschwören, obwohl er sich, der Freiheit endlich nahe, wie ein Gott hätte fühlen müssen.

»He, Miroir?« Der Abteilungsleiter riss ihn aus den Gedanken. Miroir gab keine Antwort.

»Ist alles okay?«, fragte der andere. »Du machst irgendwie so einen betrübten Eindruck, finde ich.«

Miroir räusperte sich. »Alles in bester Ordnung«, sagte er, doch in seiner Stimme lag der Herbst, wie er diesen frühen Nachmittag durchdrungen hatte. Ohne irgendeine halbherzig gespielte Gelassenheit kehrte Miroir zurück an seinen Schreibtisch. Zum letzten

Mal, dachte er. Heute würde er sein Vorhaben in die Tat umsetzen: Die Flucht aus dem Gefängnis eines geregelten Arbeitslebens. Alles auf eine Karte zu setzen, das war nicht Miroirs Art, doch er spürte, dass sich der Mut nur auszahlen konnte. Und welche Alternative blieb ihm denn, realistisch betrachtet?

Miroir ließ den Blick über den Schreibtisch schweifen: Links und rechts sowie hinter den Monitoren stapelten sich Konzeptmappen und Prozessdiagramme, Skizzen und Ausdrucke der Illustrationen, zu redigierende Textbausteine und alte, mit unleserlichen Kommentaren versehene Fassungen von Pressemitteilungen. Nichts lag vollständig in seiner Hand, alles war mehr oder weniger in Teamarbeit entstanden. Vielleicht war es die fehlende Identifikation mit diesen Materialien, die Miroirs momentane Arbeit trotz des seines Erachtens ästhetisch ansprechenden und hinsichtlich des Gameplays gelungenen Computer- und Videospiels uninteressant und demotivierend wirken ließ. Zerknitterte Notizzettel waren verschiedenfarbig vollgekritzelt – Ideen aus Brainstormings und Anforderungen anderer Abteilungen –, doch vieles sagte ihm bereits jetzt, wenige Wochen später, nichts mehr.

Der Grafiker räusperte sich. »Hey, sag mal, Miroir: Wie sieht's denn eigentlich aus mit dem Promo-Artwork? Gibt's da schon 'n Outline?«

Ȇber welches Artwork sprechen wir?«

»Das mit der, äh ... Hab' den Namen nicht parat. Nicht spielbarer Charakter, weiblich, 'n bisschen mysteriös, Doppelschwerter. Hat Fleur schon damit angefangen?« Er kratzte sich am Hinterkopf. »Weißte, wenn wir's 'nem anderen Freelancer übergeben müssen, sollten wir's bald tun.«

Es war dreizehn Uhr einundzwanzig. Miroir legte die Hände in den Schoß und blickte hinauf an die Decke. »Ach, mach dir keine Sorgen«, antwortete er mit einem leicht entrückt wirkenden Lächeln. »Wird schon alles gut. Sie gibt sich Mühe mit solchen Auftragsarbeiten, das weißt du doch. Nur höchste Qualität. Sie will sich damit einen Namen machen.«

»Tja, okay«, sagte der Grafiker. Die Sorge war kaum aus seiner Stimme gewichen, als er sagte: »Ich glaub' ja gar nicht, dass Fleur uns hängen lässt; hat sie ja noch nie.«

»So ist es«, sagte Miroir. Fleur nahm ihre Arbeit als Künstlerin ernst. Nichts war für sie lediglich ein Auftrag. Zu viele Gedanken machte sie sich über jede persönliche Note, die sie einbrachte, und zu sehr liebte sie es, ihre Werke veröffentlicht zu sehen. »Selbst wenn ich sie darum bitten würde, die Arbeit an diesem Werk abzubrechen, könnte sie es nicht.«

Der Grafiker lachte nervös. »Warum sollteste das tun?«, fragte er.

Miroir zuckte die Schultern. Er drehte den Stuhl in die Raummitte und räusperte sich. »Der Mensch ist nur eine Maschine, und Glück der Treibstoff«, sagte er, weil es ihm gerade in den Sinn kam.

»Hä?« Der Grafiker verbarg sich hinter einem weiteren nervösen Lachen. »Was meinste denn damit?«

Miroir blickte aus dem Fenster. »Ein spontaner Gedanke«, sagte er. »Was meinst du dazu?«

Der Grafiker kratzte sich abermals am Kopf. »Tja, äh, ich weiß nicht«, murmelte er, als hielte er die Frage für eine Art Prüfung. »Es klingt ja erst mal nicht falsch.«

Miroir seufzte. Ach, was soll's, dachte er. So war das eben.

Das Prasseln dicker Regentropfen, das sich in diesem Moment aufs Fensterglas ergoss, eroberte den Raum und erstickte das Gespräch. Blitze erhellten die schwarzen Schreibtische und die Regale an den Wänden. Der Grafiker starrte in die Leere und regte sich nicht mehr. Der Abteilungsleiter und der Werkstudent hatten ihre Konzentration wiedergefunden und widmeten sich der Arbeit. Es war dreizehn Uhr dreiundzwanzig.

Tatsächlich gelang es Miroir, sich bis zum Feierabend mit keiner seiner Aufgaben ernsthaft zu befassen. Dann endlich war es vorüber; ach, was freute er sich auf ein kühles Bier! Er verließ das Gebäude, diesen gewaltigen Glaskasten zum letzten Mal, an dem in großen Lettern SECRET TREASURE GAMES geschrieben stand, und schritt gemächlich die weißen Treppen hinab. Er ließ sie hinter sich, die Isolation von der Natur und die Überpräsenz zähflüssiger Zeit. Den Abteilungsleiter, den Grafiker, den Werkstudenten und alle anderen, mit denen er viele Stunden, viele Ideen geteilt hatte, ohne dass sie nur die geringste Bedeutung für ihn erlangt hatten. Der Baum, der in der Mitte des Vorplatzes stand und dessen Äste und Zweige, so blieb zu hoffen, sich eines Tages majestätisch darüber ausbreiten und die Pflastersteine mit gesprenkelten Schatten bedecken würden, schien ihm zum ersten Mal aufzufallen. Natürlich hatte er ihn viele Male zuvor gesehen, doch es kam ihm vor, als hätte ihn jemand heute erst dorthingepflanzt.

Wenngleich die Arbeit ihm zuweilen auch Freude bereitet hatte, lagen ihm seine eigenen Projekte zu sehr am Herzen, als dass er eine berufliche Position im Vergleich dazu nicht als Zeitverschwendung betrachten musste. Viele Menschen definierten sich über ihre Arbeit; fragte man einen Menschen danach, was er machte, antwortete er mit hoher Wahrscheinlichkeit, indem er seinen Beruf oder das Unternehmen nannte, in dem er tätig war. Miroir konnte darüber nur den Kopf schütteln. »Was macht die Kunst?«, musste man fragen! »Was macht die Liebe?«

Die Arbeit! Wie kam man dazu, sich über Tätigkeiten zu identifizieren, die zum größten Teil von anderen vorgegeben wurden? Zur Wehr setzen müsste man sich gegen jeglichen Fron! Eine Welt wie für Ameisen war das, in der die meisten lebten und nichts hatten als das Diktat der Leistung, das sie jedem anderen aufzuzwingen versuchten, um den Wert ihres eigenen Lebens geltend zu machen.

Und nun also war es vorbei mit dem tristen Arbeitsalltag und der begrenzten Zeit für die bedeutsameren Dinge des Lebens. Nach der Arbeit war für Miroir, der weit mehr Zeit für seine Kunst benötigte, als ihm zur Verfügung stand, vor der Arbeit gewesen. Die Uhr wurde umgedreht; der Sand rieselte in die andere Richtung, doch nichtsdestotrotz rieselte er. Nie hatte Miroir einfach nur den Feierabend genießen können, hatte sich stattdessen bemüht, die Zeit, die ihm blieb, mit höchster Effizienz zu nutzen. Zeit stellte für ihn das größte Geschenk dar: Wollte man ihm etwas Gutes tun, verschaffte man Miroir in irgendeiner Weise mehr davon. Den meisten allerdings ging es darum, Zeit komfortabel zu verbringen, mehr zu erhalten, darauf durfte man im Allgemeinen nicht hoffen.

Freiheit!, dachte Miroir und nahm einen tiefen Atemzug, als atmete er zum ersten Mal eine Luft von solcher Reinheit. Endlich war es so weit! Es begann die lange herbeigesehnte Zeit, in der die Kunst den Alltag überwiegen, in der er mehr Künstler als Arbeiter sein sollte, produktiv für sich selbst und nicht für andere.

Welches seiner Projekte würde er in den nächsten Tagen als Erstes angehen? Es gab viele Möglichkeiten der künstlerischen Betätigung und ein beträchtlicher Ausschnitt stand auf seiner Liste:

Er konnte die Zeit nutzen, um ein Orchesterstück um diese eine Melodie zu komponieren, die ihn, wann immer er sie auf der

Gitarre spielte, von Neuem ergriff, ihm also derart gelungen schien, dass er nie eine angemessene Verwendung für sie gefunden hatte.

Er konnte einen der Romane zu schreiben beginnen, zu denen er seit Jahren einzelne Ideen in einem kleinen Büchlein und diversen Dokumenten notierte, ohne die Gelegenheit zu finden, eine grobe Struktur für die Handlung festzulegen.

Ein kurzes Computerspiel programmieren, es über verschiedene Plattformen zu veröffentlichen und regelmäßige Erweiterungen zur Verfügung zu stellen. Er hatte die Software auf dem neuesten Stand gehalten – Editoren, Engines, Grafikprogramme –, doch war noch nicht dazu gekommen, die aktuellen Versionen auszuprobieren.

Eine Idee verlockender als die andere! Die Bedenken der Verfechter geregerelter Arbeit waren berechtigt: Nicht jeder wusste mit Zeit etwas anzufangen – oder überhaupt damit umzugehen –, Miroir jedoch zweifelsohne. Und wenn erst das Projekt des Palais beginnen würde, fände er nicht nur genügend Zeit, sondern die wildeste Inspiration zu großartigsten Werken – das war gewiss.

Der Weg führte Miroir, während er über all das nachdachte, an einem Teich vorüber, dann in ein kleines Wäldchen – kaum war es ein solches – und wieder hinaus. Es war eine Welt, die nicht weit vom städtischen Treiben entfernt und doch in tiefer Ruhe lag, eine Welt, die beinahe ursprünglich wirkte: Hier ein gepflasterter Weg, dort eine hölzerne Bank; im Großen und Ganzen ein Arrangement, mit dem sowohl Natur als auch Stadtmensch einverstanden sein konnten.

Trotz der nassen Wiesen erstaunlich belebt war hingegen der Stadtpark an diesem Nachmittag. Angeregte Gespräche über Nichtigkeiten vermischten sich mit dem Gezwitscher der Vögel und dem Rauschen des Windes, der sich durch das Blätterwerk von Bäumen und Büschen trug. Pfützen säumten den Gehweg und den Asphalt wie Spiegelscherben, nein, vielmehr wie herniedergefallene Fragmente des Himmels selbst, die nun im friedlichen Blau erstrahlten. Eine schwache Brise, die Miroir von der Seite her streifte, beschwor die Atmosphäre von Erneuerung heraus, hüllte den Übergang des Jetzt in ein besseres Gleich in einen Glorienschein der Gewissheit.

Nach einiger Zeit begann sich der Weg über eine abgeschiedene Wiese zu schlängeln, auf der Jugendliche neben Rucksäcken saßen, Limonade oder Mischbier in der Hand. Ein älteres Paar führte einen Hund an der Leine, um den Miroir einen großen Bogen machte. Eine Gruppe Kinder spielte Fußball, ihr einziges Tor zwischen zwei kleineren Bäumen. Eine andere Gruppe verteilte sich auf eine Reihe Sitzbänke, aß Pommes frites oder Eis und lachte über Lehrer und Mitschüler, über Witzeleien und Gerüchte. Die Mädchen lachten über die Albernheiten der Jungen.

Er flanierte den schmalen Pfad entlang, der aus dem Park hinausführte. In den drei Jahren, die er hier gearbeitet hatte, war er auf diesem Pfad nicht ein einziges Mal jemand anderem begegnet. Der Pfad schien im wahrsten Sinne des Wortes wie für ihn geschaffen. Er war Miroirs morgendliches und feierabendliches Sanktuarium, eine Zeitspanne beflügelnden Alleinseins.

Auf der schmalen Brücke, die über den Bach führte, blieb er einen Moment stehen. Der Himmel war beinahe klar; es wehte ein angenehm kühler, frühlingshafter Wind, der vergessen ließ, dass es dem Herbst entgegenging. Allein durch das erkahlende Geäst der Bäume zog eine leise Vorahnung, eine wortlose Prophezeiung des Jahreszeitenwechsels. Miroir war, als würde etwas Unerklärliches geschehen. Vielleicht jetzt, vielleicht gleich.

Er senkte seinen Blick hinab zum Wasser, das parkwärts floss. Er beobachtete das vergoldete, rastlose Strömen, das über die Steine jagte, als er das Smartphone vibrieren spürte. Er griff reflexartig in die Hosentasche. Das leuchtende Gerät mit zwei Fingern und voller Argwohn emporhaltend, dachte Miroir nur das eine, das mächtigste aller Wörter: Nein. (Gleich darauf dachte er im Übrigen eine Phrase, die ebenso eine der mächtigsten gewesen sein mochte, ehe es sich abgenutzt hatte: Fickt euch doch einfach, dachte er. In diesem Wortlaut dachte er das nicht oft.)

An einer lichtverwabten Wasseroberfläche brach sich das weiße Licht eines hochauflösenden Displays, auf dem das Logo eines dreieinhalbjährigen Startups der Spielebranche angezeigt wurde. Nachdem es zwanzig Sekunden später erloschen war, erkannte Miroir das elegante Aluminiumgehäuse kaum mehr zwischen den Steinen im Bachbett. Einem zweiten Blick entging es ganz und gar.

Blake, dachte er. Von dem hatte das Zitat gestammt.

Als er dastand und innehielt, meinte er die Nacht hinabströmen zu hören wie feinen Sand in einer Sanduhr, hinab auf ihn, auf Bäume und Sträucher, auf Wege, die Wälder und Hage durchmaßen. In einigen Stunden würden Laternen den Stadtpark und diese Brücke mit einer kalten, gespenstischen Stille bescheinen, sie mit Geheimnissen und poetischen Bedeutungen füllen. Mit den letzten Sonnenstrahlen würde gestorben sein, was der Abend unter seinem Frühlingsschleier an hoffnungsvollen Gedanken mit sich gebracht hatte. Etwas erfasste Miroir; er riss sich los, beschleunigte seine Schritte, rannte für einen Moment. Er ergriff vor nichts die Flucht, er verlor sich Hast nur um des Pulses willen.

Miroir rannte, bis er zum Aufzug der U-Bahn-Station kam. Er betätigte den verschlissenen, klebrigen Knopf und versuchte, sei-

nen Atem wiederzufinden. Die Momente verstrichen jung, einer für jeden Herzschlag vielleicht, und ihm war beinahe, als hätte er etwas lange Vermisstes wiedergefunden, die Idee eines Lichtblicks, den Schimmer von Orientierung. Für wenige Sekunden fühlte er sich, gen Himmel blickend, wie losgelöst von der Gravitation. Er fühlte sich, als befände sich die Welt einige Zentimeter unter ihm.

Das Gefühl verflüchtigte sich wie der dünne Hauch eines betörenden Parfüms, als sich mit einem hellen Signal die Fahrstuhltür öffnete, träge und mit einem leisen Surren. Miroir stieg ein und betätigte einen weiteren verschlissenen, klebrigen Knopf. Wer den Fahrstuhl nahm, hinterließ draußen wie drinnen die gleichen Spuren in diesem winzigen Kosmos der U-Bahn-Station. Die Türen schlossen sich und der Fahrstuhl setzte sich bebend in Bewegung. Hinter dem zerkratzten Glas zog der Schacht vorüber.

U1.

U2.

Es war eine alte Station, von der Stadtverwaltung vergessen, mit Graffiti an den Wänden, sepiabraunen Verfärbungen auf den Fliesen und Fahrplänen, die hinter dem zerkratzten Plexiglas vergilbten. Den blässlichen Mischmasch von Gestank, der in der Halle hing, würde man nie vertreiben können.

An diesem Nachmittag nahm Miroir die U-Bahn in die andere Richtung. Es war ein spontaner Entschluss, wie er ihn sich nun leisten mochte. Wenn man seiner Zeit Herr war, stand es einem frei, sich zu diesem oder jenem hinreißen zu lassen, ohne fortwährend voller Reue auf die Uhr sehen zu müssen.

An der Endstation angekommen, stieg er die Treppen hinauf ins Freie. Er ging langsamen Schrittes, doch mit dem Wind im Rücken die Straße entlang, die geradlinig in die Ferne führte, entlang des Asphalts, der vom Schauer des Nachmittags in der Sonne gleißte. Der Himmel war ein Gemälde von graublauer Wasserfarbe auf goldenem Papier. Miroir begegnete kaum einer Menschenseele auf diesem Weg, den er eingeschlagen hatte, und nur ein paarmal fuhr ein Auto vorüber, das seine blassen Spuren auf der Straße hinterließ.

Nach einer guten Dreiviertelstunde hatte Miroir sein neues Ziel erreicht. Er betätigte die Klingel, lehnte sich mit dem Unterarm gegen die Wand und wartete. Dann klingelte er noch einmal.

»Ha!«, sagte Edgar, die grauen Augen weit aufgerissen, als er die massive Holztür öffnete. »Du bist das.« Er schob den Kopf vor wie ein neugieriger Ochse. »Mann, immer mal rein in die gute Stube«, sagte er, ohne es zu meinen.

Das Dunkelblond des zerzausten Haars schien noch graudurchwirkter als bei der letzten Begegnung. Je länger man einen Menschen kannte, fand Miroir, desto jünger wirkte er im Allgemeinen: Die Fassade bröckelte, fiel Schicht um Schicht, und offenbarte die Eigenheiten, die Fehler – und oft genug den albernsten Humor. Bei Edgar war es anders. Edgar hatte viele Eigenheiten, viele Fehler und einen in gewisser Weise albernen Humor, und doch hatte er immer schon uralt gewirkt.

Miroir bemühte sich nicht, den Besuch zu erklären – hätte er es denn gekonnt? Er folgte Edgars Alkoholfahne und dem schwachen Licht der letzten intakten Glühbirne die staubigen Stufen der Kellertreppe hinab. Unten angekommen, betraten sie durch eine Eisentür das Tonstudio. Die Technik, die Edgar sich angeschafft hatte, war beeindruckend, doch was die räumliche Gestaltung anbelangte, wirkte es auch nach mehreren Jahren noch provisorisch. An großen, halb zerfetzten Umzugskartons lehnten die Gitarren –

teure und günstige, schwarze und farbige, unterschiedlich weit fortgeschrittene Selbstbauten –, und Bretter von Regalen stapelten sich in den Ecken. Verstärker und anderes Equipment, das an den Wänden aufgereiht war, diente als Ablage für vollgekritzelte Zettel, Musikmagazine und gebrauchtes Geschirr. Vom Teppich war vor lauter zerkratzter CDs, Kabelgewirr, Bierkästen, buntem Leergut und Tabakresten nicht viel zu sehen.

Eine Zigarette im Mundwinkel, sagte Edgar: »Wie unschwer zu erkennen, hab' ich hier 'n bisschen aufgeräumt. Gefällt's dir?«

Miroir lachte; es bestand kein Grund zur ehrlichen Antwort.

»War halt besoffen«, sagte Edgar, »aber frag nicht, wie! Hatte so 'ne Art Existenzkrise, oder wie man's nennen soll, und da hab' ich nichts Besseres gewusst, als meine Bude aufzuräumen.« Er nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch zur Decke. »Na ja, 'n Großteil des vorherigen Zustands mag sich bestimmt schon zurückgestohlen zu haben, aber für den Moment war's echt 'n angenehmes Gefühl, für'n gewisses Maß an Ordnung gesorgt zu haben.« Er schüttelte den zotteligen Kopf und schnaubte. »Hätt' ich nie gedacht!«

Miroir wusste nicht, was er erwidern sollte. Edgar war tatsächlich der mit Abstand unordentlichste Mensch, den er kannte. Es musste viel Alkohol im Spiel gewesen sein, diese Seite an ihm hervorzubringen. Doch handelte es sich um einen einmaligen *Ausrutscher* seines alten Freundes oder um den ersten Schritt in eine neue Richtung? Charakter war nie in Stein gemeißelt; auch Edgar würde nicht ewig dieser Edgar sein, auch seine Chaotik mochte nicht ewig bestehen bleiben, wenngleich von allen Eigenheiten, die Edgar ausmachten, diese die hartnäckigste sein musste. An all das dachte Miroir und sagte doch nichts. Erwartungsvollen Blickes harrte er stattdessen weiterer Ausführung.

»Es wird wohl nicht lange so ordentlich bleiben«, sagte Edgar. »Wie könnte es auch?« Er blickte sich um und fuhr sich durchs wirre Haar. Die Behäbigkeit der Bewegung ließ ihn trotz der breiten Schultern und der mächtigen Oberarme schwach erscheinen. Wie viel mochte dem Alkohol geschuldet sein? Bestand Grund zur Sorge? »Als ich wieder nüchtern war«, fuhr Edgar fort, »so um die Mittagszeit 'rum, und mich hier mit brummendem Schädel umgeguckt hab', konnte ich das Studio nicht wiedererkennen. Ich dachte im ersten Moment, ich wär' ganz woanders! Auf 'ner Party eingenickt. Ob du's glaubst oder nicht, ich hab' nach Spuren gesucht, nach Anhaltspunkten, wo zur Hölle ich sein könnte, bis ich dann doch einige Dinge wiedererkannt habe und es mir nach und nach dämmerte, was ich getan hatte.« Er lachte. »Was ich sagen will, ist, dass man manchmal nicht nur 'n etwas anderer Mensch ist, wenn man gesoffen hat. Ich war das komplette Gegenteil meines nüchternen Selbst, und ich glaube, das geht nicht wenigen ab und zu so. Der Alkohol kehrt deinen Charakter um. Verwandelt dich in deinen Schatten.« Er seufzte. »Aber weißt du, ich hab' gerade, wenn ich's recht bedenke, kein Interesse daran, noch weiter über so tiefgründiges Zeug zu sprechen. Und du kannst dir doch sicher auch was Besseres vorstellen - zum Beispiel ein kühles Getränk?« Er griff hinter sich. Mit etwas Groteskem im Gesicht, das ein Grinsen sein mochte, hielt er die Flaschen mit orangefarbenen, halb abgerissenen Etiketten hoch und sagte: »Ich hab' dich echt gern hier im Studio, aber was hältste also davon, wenn wir jetzt einen trinken und du dann wieder verschwindest? Hab' noch 'n Termin.«

»Das ist Limonade«, sagte Miroir mit der angebrachten Skepsis.

Edgar räusperte sich. »Der Termin«, erklärte er, »steht in 'nem Terminplaner, so scheißwichtig isser. Höchste Prioritätsstufe, was

auch heißt: keinen Tropfen Alkohol.« Edgar wiegte den Kopf hin und her und fügte hinzu: »Ab jetzt.«

Miroir gab ein Grummeln von sich. Wenn er ehrlich war, hatte er in der Hoffnung auf einen letzten Feierabendumtrunk den Weg zu Edgar eingeschlagen. Ob des wichtigen Termins seines alten Freundes, der wenige wichtige Termine hatte, wollte er jedoch den löblichen Vorsatz nicht untergraben. »Meinetwegen«, sagte er.

»Bestens«, sagte Edgar mit seiner gewohnt halbherzigen Zufriedenheit, als er seinem Gegenüber eine der Plastikflaschen entgegenstreckte. »Wir haben eine Stunde. Zum Wohl!«, grölte er.

»Zum Wohl«, antwortete Miroir, öffnete die Flasche mit einem Zischen und nahm den ersten Schluck. »Ich habe übrigens gekündigt«, sagte er. Nicht ohne Mühe brachte er einen optimistischen Ausdruck zustande. »Wegen des Palais, oder besser: fürs Palais. – Schau nicht so grantig, Mann! Ich weiß, wie du dazu stehst, aber du weißt, dass es sein musste. Die Kollegen haben es auch nicht besonders gut aufgenommen; nein, das kann man wirklich nicht behaupten. Aber wie hätte ich es ihnen verständlich im Detail erklären sollen? – Tja, was soll's. Wenn alles gut läuft«, sagte er und glaubte fest daran, »spielt es sowieso keine Rolle.«

Edgar schwieg eisern, starrte nur, dass es einem unangenehm wurde.

»Wie dem auch sei«, sagte Miroir. Er sagte: »Ich habe einen ziemlichen Hunger. Hast du was zu essen da?«

»So Grillfleisch«, antwortete Edgar. »Aber halt dich ran, ja? Der Termin.«

Miroir begab sich in die Küche, die nicht nur ebenso unordentlich wie der Rest, sondern auch unappetitlich anzusehen war. Der Magen knurrte ihm dennoch. Er fand marinierte Nackensteaks im Kühlschrank, die nur knapp das Haltbarkeitsdatum überschritten, und spülte eine der Pfannen mit heißem Wasser aus.

»Hör mal, Miroir«, dröhnte Edgars Stimme herüber, »diese Sache mit dem Aufräumen, behalt das mal für dich. Ich will nicht als unberechenbar gelten.« Er lachte. »Ich will in den Augen der anderen bleiben, wer ich bin. Der gute alte, 'n bisschen chaotische Edgar.«

Miroir, der in eine Welt aus Gebrutzel und dem Geruch von gebratenem Fleisch eingetaucht war, nickte, wohl wissend, dass es keine brauchbare Antwort darstellte. Er trauerte der Anekdote, die er nicht erzählen durfte, kaum einen Gedanken lang hinterher.

Als Miroir das Fleisch wendete, hatte Edgar seine Gitarre zur Hand genommen, spielte Akkorde, die nicht wiederzuerkennen waren. Da Edgar nie Ambitionen an den Tag gelegt hatte, Stücke anderer Musiker zu lernen, nahm Miroir an, dass es sich um neues Material für die Band handelte. Material, das wahrscheinlich nicht über dieses erste Vorspielen hinaus Verwendung finden würde. Ein früherer Miroir hätte das, was Edgar vor sich hin spielte, mit Komplimenten überschüttet. Es war wirklich gut und traf Miroirs Geschmack. Nun aber folgte Miroir der Ansicht, dass Material, das es wert war, aufgegriffen und verarbeitet zu werden, ohnehin noch einmal auftauchen würde. Ein Album hatte eine begrenzte Spielzeit, sodass man genau überlegen musste, welchen Materials man sich annahm. Die besten Ideen, solche mit der richtigen Balance aus Wiedererkennungswert und Überraschungseffekt, hatten die Tendenz, wieder und wieder aufzutauchen, sich mit einer Hartnäckigkeit in Stimmphasen und Jamsessions einzuschleichen, die es schier unmöglich machte, sie letzten Endes nicht in irgendeiner Form in die Komposition einzuflechten. Miroir ignorierte das Gitarrenspiel selbst dann noch, als Edgar es, so bekam man unweigerlich den Eindruck, mit wachsender Verzweiflung darauf anlegte, seinen Gast mit merkwürdigen Akkordfolgen und ungewöhnlichen Rhythmen und Strukturen zu beeindrucken. Ihm eine positive Äußerung zu entlocken.

Miroir kehrte zurück und nahm auf einem der Verstärker Platz. Während er aß - vielmehr sein halbgares Fleisch hinunterschlang -, sprach Edgar, die Gitarre noch auf dem Schoß, über Nichtigkeiten und lachte über die eigenen Witze. Es war eine typische Situation: Außerhalb des musikalischen Bereichs war Edgar für Miroirs Leben so gut wie bedeutungslos. Das hieß nicht, dass er Edgar nicht leiden konnte, im Gegenteil: Bei Edgar handelte es sich um einen der wenigen Menschen, die Miroir nicht nur als Musiker, sondern auch als Persönlichkeit, als Denker respektierte, sofern Respekt eine adäquate Bezeichnung für diese wohlwollende Akzeptanz war, die Miroir ihm gegenüber empfand. Respekt war es nicht, was einen dazu veranlasste, Zeit miteinander zu verbringen, und doch verbrachte Miroir nicht ungern die seine mit Edgar. Ihm war klar, dass die Begegnungen außerhalb des Proberaums nie besonders fruchtbar waren, was den Gedankenaustausch oder eine Vertiefung der seltsamen freundschaftlichen Beziehung anbelangte. Sich mit Edgar zu treffen, war nicht mehr und nicht weniger als ein netter Zeitvertreib; umso enttäuschender war es folglich und damit benannte Miroir schließlich den Grund für seinen Unmut -, dass es mangels alkoholischer Getränke und zeitlichen Spielraums ein gewöhnlicher Zeitvertreib bleiben würde. Miroir steckte das letzte Stück Fleisch in den Mund - das erste und das letzte sind immer die köstlichsten, dachte er - und stellte den Teller zu den anderen.

»Die Sache ist die, Miroir«, sagte Edgar, »am Ende sind's doch die unerwarteten und erschütternden Rückschläge«, sagte er, »angesichts derer ich als Künstler paradoxerweise bester Laune sein müsste.« Er lachte mit maßlos übertriebener Intensität, nervös, auf diese Weise, die einen glauben ließ, das Lachen würde jeden Moment ins Gegenteil umschlagen. Er kauerte in seinem staubigen, mit Kaffeeflecken übersäten Sessel, dessen olivgrünes Muster eines der altmodischsten war, das man sich nur vorstellen konnte. Er kauerte dort weit vornübergebeugt, den Kopf in die knochigen Hände gelegt. Er krallte sich in die Haut seines Gesichts und verzerrte es zu einer gespenstischen Grimasse, zu einer Fratze ohne bestimmbaren Ausdruck. »Glückliche Menschen«, knurrte er, »schaffen keine echte Kunst, und sie interessieren sich auch nicht dafür. Das ist nicht das, was ich sein will, und es ist auch kein Umgang, den ich pflegen sollte, wenn ich es zu was bringen will.« Er leerte den Rest der Limonade in einem Zug und stieß auf. »Und du auch nicht«, sagte er. »Du erst recht nicht. Na ja.« Er blickte auf sein haariges Handgelenk, als trage er eine Armbanduhr, und sagte: »Scheiße, guck mal, wie spät es geworden ist. Ich muss dich jetzt rausschmeißen, mein Freund. Hab' ja noch 'n bisschen aufzuräumen hier, nicht wahr?« Edgar klang, wenn man Miroir fragte, beim Lachen selten so, wie ein Lachender klingen sollte.

Widerwillig und mit einem langen Seufzer erhob sich Miroir. Noch lachend, nun zugleich hustend, packte Edgar ihn an der Schulter und geleitete ihn langsam, aber bestimmt Richtung Treppe. »Wir sehen uns morgen«, sagte Miroir.

»Morgen?«, fragte Edgar.

»Das Konzert.«

Es dauerte eine Sekunde, da fiel es Edgar wieder ein. »Oh ja«, sagte er, »ja, dann sehen wir uns also morgen.«

Miroir seufzte. »Sei bitte pünktlich.«

In einem Anfall von Husten und Röcheln stützte sich Edgar in

den Türrahmen und vermochte es gerade noch, den Daumen nach oben zu zeigen.

Miroir machte sich gemächlich auf den Weg. Nachdem er ein Stück die Straße entlang gegangen war, kam ihm ein Mädchen entgegen, das um die achtzehn Jahre sein mochte, eine nicht gerade dezent geschminkte Blondine in Windjacke und Leggings. Sie senkte den Blick, während sie mit einigem Abstand an Miroir vorüberging. Als er sich umwandte, sah Miroir, dass das Mädchen an Edgars Tür klingelte. Er blieb stehen und lauschte.

Aus der Entfernung hörte er Edgar sagen: »Baby, hör zu.« Es war gewiss nicht das erste Mal, dass er sagte: »Ich hab' gestern Abend noch mal über dich und die Kohle nachgedacht, und mir kam da so 'ne verrückte Idee ...«

Miroir kaufte sich eine Dose Bier an einem Kiosk und später eine weitere an einem anderen. Als es gegen neunzehn Uhr ging, begab er sich langsam auf den Weg zu seinem nächsten Ziel. Der Abendwind ging ihm kühl durchs Haar und drang in den dünnen Stoff seines T-Shirts. Trotz der Freiheit, die er zurückgewonnen hatte, und obwohl Gold und Glut auf allem lag und die Dämmerung Miroir für gewöhnlich mit einer beflügelnden Melancholie erfüllte, verspürte er an diesem Abend vielmehr den Anflug von Abscheu, als er die Straßen hinabblickte, die gesäumt waren von ästhetischen Brüchen, Unvollkommenheiten und einer allgemeinen Bedeutungslosigkeit, von Schrunden in Fassaden, zerrissenen Plastikverpackungen und anderen, immateriellen Spuren menschlichen Lebens. Mitten in der Dämmerung, dieser Umkehrbewegung der Sanduhr alles Irdenen, stand er vor der alten Taverne und trank den Rest des Dosenbieres, eines trostlosen Trunks, der seine Frische, seinen Esprit an die Zeit verloren hatte.

Da sah er sie. Was ihn eben noch in monochromer Tristesse umgeben hatte, nahm Farbe an. Sie näherte sich langsamen Schrittes in einer hellgrauen Hose und Stiefeln aus schwarzem Leder mit Schnallen, die im Sonnenlicht glänzten. Eine Hand steckte in der Tasche ihres taillierten Mantels, dessen Bordeaux in beinahe surrealem Kontrast über den grauen Bordstein schwebte und den Blick fesselte wie der Vorhang einer Zauberin. Mit der anderen Hand hielt sie das Smartphone ans Ohr. Sie trug dünne Stoffhandschuhe, die ihre schmalen Finger unbedeckt ließen, und eine eng anliegende Mütze, unter der die Strähnen ihres Haars in rotblonden Wellen hinabfielen. Wenn Miroir ihre Präsenz mit einem Wort hätte beschreiben wollen, wäre es »elegant« gewesen - oder »anmutig«. Betrachtete man das Gesicht, handelte es sich um ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren, und auch der filigrane Körper erweckte nicht mehr oder, je nach Sichtweise, nicht weniger als diesen Eindruck - sie aber in ihrer gesamten Erscheinung als Mädchen zu bezeichnen, wäre dem Charisma nicht gerecht geworden, das vielleicht das Charisma einer jungen Schauspielerin sein mochte, überzeugend und betörend.

Eine Armlänge entfernt blieb sie stehen. Sie trug Lippenstift, der einmal vom gleichen Bordeaux wie der Mantel gewesen sein mochte, und lächelte Miroir an. Die Hand, die das Bier hielt, wurde ihm schwach: Das Lächeln hatte etwas Professionelles, auch etwas Gekünsteltes, das sich für Bruchteile von Sekunden in Schimmern offenbarte, doch man war gewillt, es ihr abzunehmen. Es war, als wäre das, was Miroir sah, nicht Teil der Wirklichkeit, nur auf eine Leinwand gemalt oder Teil eines Schauspiels.

Leise, beinahe flüsternd sprach das Mädchen: »Oui, isch denke, das muss er sein. Dunkles 'aar, schulterlang, und grüne Augen mit einem Funken Traurigkeit darin?« Sie lachte ins Smartphone: »Tu me connais à fond!« Ihre Stimme war verhalten und sanft, und wenn in ihr auch nicht die Weichheit lag, die solchen Stimmen meist zueigen war, ließ sie diese in ihren Zügen nicht vermissen. Das heisere Hauchen, das sich stattdessen um ihre Worte schmiegte wie flüchtiger Nebel an die Oberfläche eines ruhenden Sees, beschwor die Vorstellung einer naiven, wohlwollenden Weisheit.

Miroir wurde von oben bis unten gemustert. Mit den blauen Augen analysierte sie seine Erscheinung in Sakkaden, ehe ihr Blick den seinen traf und wie gefesselt darin verharrte, bis er Stück für Stück in die Seele vorgedrungen zu sein schien. Einige Sekunden verstrichen, vielleicht zehn, fünfzehn, und Miroir war – einen Herzschlag lang –, als würde er sich dem Bann der saphirenen Iriden nie wieder entziehen können. Eine kleine, nicht unwillkommene Illusion zwischen ihm und ihr, die er keineswegs zu durchbrechen versuchte.

Sie war es also, die abließ und sich räusperte. »Euh, oui«, stieß sie hervor. Wer am anderen Ende der Leitung war, hatte ihre Konzentration jäh zerschellen lassen. »Alors«, begann sie, »er trägt eine Lederjacke, offen, ein 'ellgraues T-Shirt darunter, dunkelgraue Jeans, schwarze Schuhe. Ein Rocker, glaube isch.«

Ihr Lächeln blich. Miroir wurde klar, dass die Wangen nicht kälte-, sondern rougerot waren; es war zwar kühl, doch zu mild für rote Wangen, und nur die herbstliche Kleidung des Mädchens hatte ihn glauben machen, es herrschte die Abendluft des Novembers.

»Non«, sagte sie, das Entsetzen in solcher Vollkommenheit gespielt, dass es Miroir das Herz gefrieren ließ, »das kann isch nischt tun. Je ne suis pas une …!« Sie zögerte. Skepsis legte sich in ihren Blick. »Quoi? – Ja, glaubst du wirklisch?«

Zögerlich – auch das war nicht echt – tat sie einen weiteren,

den letzten Schritt. Das Mädchen legte einen Arm um Miroirs Hals und küsste ihn. Ein Duft von Vanille und Zimt und warmer Baumwolle stieg aus ihrem Schal empor. Eine Flut aus Erinnerungen brandete gegen Miroirs erstarrtes Selbst.

Es war ein langer, inniger Kuss, und als sich ihre Lippen trennten, hatte Miroir die benetzten Hände beherzt an die schmale Taille des Mädchens gelegt.

Mit einer Stimme, die um ihr Gleichgewicht rang, flüsterte sie ins Smartphone: »Chérie, isch glaube, wir müssen jetzt auflegen. À plus!« Nachdem sie das Gerät in die Manteltasche gesteckt hat, lächelte sie Miroir erneut an, erwartungsvoll. Fleur hatte viele Arten, zu lächeln, und alle waren sie gleichermaßen überwältigend.

Sie umarmte Miroir aufs Neue, nun mit beiden Armen, und drückte ihn an sich. Der Mantel war von hohem Wert, das fühlte man, und in gewisser Weise ähnlich fühlte auch Fleur sich an, als Miroir sie hielt. Es war eine Nähe, die an Reichtum denken ließ; selbst die Körperwärme Fleurs, diese besondere, diese unvergleichliche Wärme, schien wertvoller als die Wärme anderer Körper. Golden. Hehr.

»Wow«, sagte Miroir, dem es noch an Atem fehlte. »Gar nicht schlecht, meine Liebe. Das muss eines deiner besten Spiele gewesen sein, und der Akzent hat mir heute besonders gut gefallen.« Sie lösten sich voneinander, ein Grinsen zwischen ihnen, das voller Liebe war und Fäden zog wie süßer Honig. »Fast schade eigentlich, dass wir einander schon kennen.«

Die holzvertäfelten Räumlichkeiten des Tjenemit lagen in dimmem Licht und leicht staubiger Luft, doch so gehörte es zum Flair des Lokals. Der einzige andere Gast war ein älterer Herr mit Cordhut, der sich bucklig über den Tresen lehnte und aufs Weizenbier starrte. Er saß dort ohne Regung, ohne Ausdruck. Man mochte meinen, er hätte in diesem Leben nichts mehr vor, als dort zu sitzen und an seinem Glas zu nippen.

Fleur wählte eine der erhöhten Sitznischen, und sie und Miroir nahmen nebeneinander auf der Sitzbank Platz, sodass sie das gesamte Lokal, wenngleich es nicht viel zu sehen gab, im Blick behalten konnten.

»Wie war dein Tag, Chéri?«

Miroir zuckte die Schultern. »Es war immerhin der letzte.«

Fleur lächelte. »Der letzte, ja?« Sie hob die Arme. »Liberté totale?« Sie sprach ein ausgezeichnetes Französisch; ihre Mutter stammte aus den Weinbergen der Loire, ihr Vater war Deutscher, und so hatte sie das Glück, zweisprachig aufgewachsen zu sein. Sie mochte die französische Sprache lieber, und wenn man darauf achtete, glaubte man zuweilen, einen leichten Akzent in ihrem Deutsch auszumachen – der mehr oder weniger gespielt sein mochte.

Miroir nickte. »Liberté totale«, bestätigte er. »Du kannst dir sicher vorstellen, wie sehr ich mich auf die kommende Zeit freue. Ich bin voller Ideen und Tatendrang! Es ist fast, als ob ...«

»... comme si on commençait enfin à vivre!«, beendete Fleur den Satz mit unverhohlener Passion. »En vérité! Ich freue mich für dich, Miro, und wie.« So nannte sie ihn, und nicht selten ließ sie sich dazu hinreißen, die Betonung auf die zweite Silbe zu legen. »Auch für mich übrigens«, fügte sie hinzu. Ihr Lächeln, umrahmt vom Abendrot, das durch die Fenster hinter ihr fiel, ließ Miroirs letzte Zweifel zu Asche niederbrennen wie einen Dämon in den Strahlen der Morgendämmerung. »Es wird schön sein, zu sehen, wie sich deine vielen Werke, für die du jetzt die Zeit finden wirst, entwickeln. Wie sie von Tag zu Tag neue Formen annehmen. Ich

bin schon gespannt, sehr gespannt, was da alles entsteht.« Sie grinste, strahlte beinahe. »Mein Künstler!«

Miroir wandte sich leicht ab, den Blick gesenkt; wenn Fleur so über ihn sprach, brachte es ihn in Verlegenheit. Und außerdem: Was, wenn es nicht so kam? Wenn es sich am Ende als Fehler herausstellen würde, gekündigt zu haben, wenn er zurückkehren müsste, sich auf die Suche nach Arbeit begeben und andere Probleme lösen, statt sich seinen Werken widmen, statt nur einen Gedanken an die Kunst verschwenden zu können? Ein schlechtes Künstlerleben war besser als keins. Und was, schoss es ihm plötzlich in den Sinn, würde aus Fleur und ihm, wo sie in ihm zweifelsohne vor allem den Künstler sah?

Fleur schien zu bemerken, dass Miroir etwas betrübte. »Ich verstehe, dass es Gefahren birgt«, sagte sie, »aber lass uns optimistisch sein, ja? Es ist absolut notwendig, die Sache mit freiem Kopf zu beginnen, sonst tritt die rechte Wirkung gar nicht ein.«

Miroir nickte. »Du hast recht, mein Schatz. Ich muss einfach weiter ans Projekt glauben, wie ich es immer getan habe.«

Fleur lächelte zufrieden. »D'ailleurs«, sagte sie, »das Artwork, um das ihr ... um das *sie* mich gebeten haben, ist fertig. Ich werde es ihnen noch zukommen lassen, gleich morgen früh. Es ist mir ganz gut gelungen, finde ich«, sagte sie in bescheidener Verlegenheit, »also möchte ich es veröffentlicht sehen.«

Ehe Miroir seine Zustimmung zum Ausdruck bringen konnte, näherten sich Stiefel harten Schrittes über die knarrenden Holzdielen. Das aufgesetzte Kellnerinnenlächeln, das Miroir aus der Entfernung sah, wandelte sich unterwegs zum ehrlichen, breiten Grinsen einer Schwester, die man nach langer Reise wiedertraf. Niéve Ventada – Niv –, die mit Abstand fähigste und langjährigste Kellnerin des Tjenemit und die beste Freundin von Fleur und Miroir,

sah weiß Gott nicht übel aus. Sie war auf die wilde Art hübsch, eine sanguinische junge Frau peruanischer Abstammung mit nahezu goldenen Augen, dunkler Haut und einer unter der bequemen Kleidung durchaus ansehnlichen Figur. Sie war nicht von der filigranen Sorte wie Fleur, sondern, um es so zu sagen, eine Frau mit Brüsten und Hüften; gleichwohl war sie keine von denen, die es darauf anlegten, besonders weiblich zu wirken, warmherzig oder hilfsbedürftig. Wenn sie sich auch den einen oder anderen Funken kindlicher Neugier bewahrt hatte, lag in ihrem Blick oft etwas Herrisches und Hochmütiges, dass es viele, die sie noch nicht kannten, die Distanz wahren ließ.

»Hey«, sagte sie. »Schön, euch zu sehen.« Sie umarmte Fleur, dann Miroir. »Was darf es denn heute sein?«, fragte sie mit dem Notizblock in der Hand und dem spitzbübischen Grinsen, das sich ihr nicht selten auf die Lippen stahl. Als sie ihren Kopf neigte, kamen goldene Creolen zum Vorschein unter den dunkelbraunen Locken, die bis knapp über die nackte Schulter reichten. Niv trug einen goldfarbenen Ring im rechten Nasenflügel und einen passenden in der Unterlippe. Die weiße Rüschenbluse rundete das Bild ab: Der Begriff Piratenbraut schoss Miroir unvermittelt in den Sinn, als er Niv ansah, dann nur mehr Piratin. Niv erweckte in ihrer Erscheinung an diesem Abend so deutlich die Vorstellung einer Seeräuberin, die viel gesehen hatte – nicht aber besonders viel erlitten -, dass Miroir sich fragte, weshalb ihm nie zuvor dieser Eindruck entstanden war. Niv, Femme fatale der karibischen Meere, die das Abenteuer gesucht, mit zwielichtigen Gestalten in allen Häfen schwarzen Rum gesoffen und im Sand nach Schätzen gegraben hatte – oder hatte graben lassen. Eine berüchtigte Korsarin, leichtblütig, durchtrieben und eitel, mit einem schiefen Lächeln auf den Lippen und einem Papagei auf der Schulter, der mit Neugier und Dünkel auf die gefesselten Gefangenen seiner Herrin hinabblickte ...

Nun, etwas in der Richtung malte Miroir sich aus; die Künstlerfantasie beschritt zuweilen solche Pfade. Er bestellte einen Nereidenkuss für Fleur und ein großes Bier für sich. Es war die klassische Bestellung.

Niv nickte. »Sehr wohl.«, sagte sie nicht ohne Ironie. Auf den Notizblock kritzelnd, schlenderte sie zurück zum Tresen.

Niv und Miroir verband eine ungewöhnliche Vergangenheit. Sie hatten sich beim Konzert einiger progressiver Rockbands kennengelernt, mittlerweile etablierte Größe, die damals noch als Geheimtipp galten. Nur wenige Meter voneinander entfernt hatten sie im Publikum gestanden, und immer wieder musste Miroir zur dunkelhäutigen Schönheit mit den Dreadlocks hinübersehen, die er als einen wahren Blickfang empfand. Das Mädchen wurde – nicht die Musik – zum Zentrum seines Interesses.

Als die letzten Musiker von der Bühne gingen, kam sie zu ihm, um ihn zu fragen, wie ihm das Konzert gefallen hatte. »Dir ist doch aufgefallen, dass gerade nebenbei ein paar Bands gespielt haben, oder?«, fragte sie. Später gab sie zu, dass ihr die Worte um einiges patziger über die Lippen gegangen waren, als sie es beabsichtigt hatte.

Miroir war durch so etwas nicht aus der Fassung zu bringen. »Du siehst einfach interessant aus«, hatte er geantwortet. »Weißt du, eine Figur in dem Roman, den ich schreibe, könnte so ähnlich aussehen wie du.«

Das hatte Niv tief beeindruckt, wie sie ihm irgendwann erklärte, tiefer als ihr lieb war. Er hatte ihr Herz getroffen – oder ihren Geist, ihre Seele oder was es auch war, das man mit den richtigen Worten traf. Ihr Interesse an Büchern mit Bedeutung war ebenso

groß wie ihr Interesse an Menschen wie Miroir, Menschen mit einer Neigung, Dinge zu sagen, die man von sonst niemandem hören würde.

Diese erste Begegnung lag sieben Jahre zurück; Niv war achtzehn, Miroir einundzwanzig. Eine Freundschaft entwickelte sich rasch, unaufhaltsam. Sie entwickelte sich eigenartig und doch völlig natürlich: Es war keine Freundschaft, die man aus einer Berechnung heraus hegte, damit sie wuchs; sie gedieh unbemerkt in den Schatten, und ehe sie sich's versahen, überwucherte sie die Mauern, die da durchaus sein mochten, in voller Blüte.

Als Niv ihm eines Abends, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich ihr anzunähern, ihre klare Präferenz fürs eigene Geschlecht gestand - ihn vielmehr knapp darüber in Kenntnis setzte -, zeigte sich Miroir überrascht, doch entfachte es das Interesse an ihr nur noch mehr, spornte ihn zum Wagnis an. Er wusste, wie er noch mehr ihres Vertrauens gewinnen konnte, und nicht viel später war es zur Gewohnheit geworden, dass die Freunde sich spät in der Nacht betrunken ins selbe Bett fallen ließen. Nicht immer verliefen diese Nächte, wie Niv es sich gewünscht hätte. Wenngleich nur der weibliche Leib sie zu reizen vermochte, empfand sie doch immerhin keine Abscheu gegenüber Männern, und so erbot sie sich zuweilen. Miroir die eine oder andere Grenze überschreiten zu lassen. Er gab sich nicht der Illusion hin, dass es an ihm im Besonderen lag, verspürte keinen Stolz - zumindest keinen übermäßigen -, doch ebenso wenig bestand Grund zu einem Gefühl von Ehre oder Dankbarkeit. Es war, wie es war: Nivs Art, die Dinge zu betrachten, war meist nüchtern und unkompliziert; wenn nichts dagegensprach, konnte man es machen. Wenn sie ein Mädchen kennengelernt hatte, änderte das nicht das Geringste an den Verhältnissen. Wenn überhaupt, begrüßte Miroir die kurzen Beziehungen, Affären und Abenteuer, kam er dadurch doch von Zeit zu Zeit in den Genuss ausgesprochen anregender Anekdoten. Die Grundfesten der Freundschaft wurden selbst dann kaum erschüttert, als zwei Jahre später Fleur in Miroirs Leben trat und ihn, wie es insbesondere zu Beginn von Beziehungen nun einmal geschah, in höchstem Maße vereinnahmte.

Nach wenigen Minuten servierte Niv die Getränke; Fleur und Miroir stießen an. Mit einer Hand auf den Tisch gestützt, die andere in die Hüfte gestemmt, begann Niv sich mit Fleur zu unterhalten, über Banalitäten, die Miroir nicht interessierten oder über die er nichts zu sagen wusste. Gespräche zwischen Freundinnen neigten zu einer gewissen Exklusivität. Doch auch wenn er nichts zu den Themen beizutragen hatte, Miroir genoss die Anwesenheit junger Frauen, besonders dieser beiden. Sie waren sich in den richtigen Punkten ähnlich und in den richtigen verschieden, wie Fleur es treffend zusammengefasst hatte. Niv ihrerseits hatte sich, nachdem sie Fleur zum ersten Mal begegnet war, sinngemäß so geäußert, dass dieses zarte Mädchen es nicht verdient habe, immerzu Miroirs Zynismus ausgesetzt zu sein.

Miroir teilte diese Ansicht zu einem gewissen Grad. Er neigte tatsächlich zum Zynismus, das war ihm bewusst, doch wenn er mit Fleur zusammen war, versuchte er das, was man als seine dunkle Seite bezeichnen musste, nach Möglichkeit zu verbergen. Manche sagten, Fleur tue ihm gut, habe sein Leben auf die richtige Bahn gebracht. Bisher mochte er diesen Eindruck vermitteln, ohne sich entsprechend zu fühlen, doch setzte er all seine Hoffnung in Fleur, auf lange Sicht eine fundamentale Heilwirkung auf ihn auszuüben. Sie sollte alle Zeit bekommen, die sie brauchte.

Gedankenverloren und das Bierglas umfassend, betrachtete Miroir die Fingernägel seiner Verlobten, die noch immer ins Gespräch vertieft war. Wie würde jemand die Farbe nennen, der sich mit Farben auskannte? Kaminrot kam Miroir in den Sinn, dann Zinnober. Rot lackierte Fingernägel hatten etwas Faszinierendes. Miroir fragte sich, ob die Farbe ein Indikator sein mochte: Bestand beispielsweise eine statistische Korrelation zwischen der Präferenz für eine Rotnuance und der Zyklusphase? Mit Sicherheit gab es wissenschaftliche Studien, die im Netz einfach zu finden wären, doch Miroir spülte diese Frage mit einem Schluck Bier hinunter.

»Freut ihr euch schon auf morgen?«, fragte Niv.

»Und wie!«, antwortete Fleur.

»Warum auch nicht?«, fragte Miroir.

Niv lächelte. »Und ich mich erst. Lasst uns den Abend zu unserem besten machen, ja?«

»Bien sûr«, sagte Fleur. »Wie jedes Mal.«

Wollte man nicht in einem Anflug romantischer Poetik den Vollmond als Weggeleit bezeichnen, machte sich Miroir einige Stunden später allein auf den Heimweg. Umfangen von der Kälte der ersten Septembernacht, schritt er durch die menschenleeren Straßen der Vorstadt, deren Pflaster im Licht der Laternen glänzte, und hinaus aus derselben. Er begab sich in die Dunkelheit der Wälder, eine kleine Flasche Wasser in der Hand, ohne die ihn Niv nicht hatte gehen lassen, und gegen den Wind, der immer wieder anhob. Über die schmale Holzbrücke, die am Waldesrand über den Bach führte, war ihm eine unvermittelte Stille gefolgt. Nichts war zu hören außer den raschelnden Schritten im Laub des letzten Jahres. Es war dreiundzwanzig Uhr drei.

Miroir erinnerte sich an einen Sommerabend in diesen Wäldern, an dem er neben Fleur an einem anderen Ufer des Baches gelegen hatte, in einer der Schluchten abseits des Pfades. Es war ei-

ner der heißesten Tage des Jahres gewesen, staubig und windstill in der Stadt, doch hier lagen sie in den kühlen Schatten, ein smaragdgrünes Blätterdach über sich. Weich gebettet auf einem Muster aus Moos, lauschte das junge Paar händehaltend dem Säuseln des Wassers. Miroir hatte diese Stunde genossen, als wären es die letzten. Sie verflogen viel zu schnell.

Es war dreiundzwanzig Uhr dreizehn.

Zu Hause angekommen, schaltete Miroir sogleich den Rechner ein. Einmal mehr sichtete er das Material, das Richards Spinne über die Auserwählte zusammengetragen hatte. Er las mit einiger Faszination den Steckbrief, den ihm das Programm zusammengestellt hatte, ehe er den Reiter mit den Dateien öffnete. Was dem Netz an Bildmaterial, das mit Fräulein Morgenroth in Zusammenhang stand, abgerungen werden konnte, war überschaubar. Offenbar ließ sie Vorsicht walten; ein weises, wenn auch in diesem Fall unerquickliches Prinzip.

Das wenige Material, das zur Verfügung stand, schien allerdings von schier unerschöpflicher Aussagekraft. Miroir öffnete seine Lieblingsfotografie, die das Mädchen im Halbprofil zeigte, ein Anzeigebild, das sie in mehreren sozialen Netzwerken einige Zeit lang verwendet hatte. Die Farbsättigung war gering, doch Miroir wusste, dass es grüngraue Augen waren, die nachdenklich, träumerisch in die Ferne blickten. Sie hatte sich nur dezent geschminkt, und füglich so, denn unbestreitbar konnte sie sich, was die Erscheinung betraf, wie Fleur auf eine beständige Jugendlichkeit verlassen, die noch in vielen Jahren kaum verblasst sein würde. Die Lippen deuteten ein Lächeln an, das schwer zu lesen war. Manchmal, wenn Miroir das Bild betrachtete, wirkte es unschuldig und verletzlich, manchmal kaltblütig und berechnend. Mal hatte er ei-

nen Funken von Arroganz zu erkennen geglaubt, mal die Bitternis und Reue eines ganzen Lebens. Das Haar floss über die Schultern, reichte knapp bis an den unscheinbaren Busen, der sich unter einem hautengen weißen Bandshirt abzeichnete. Interessante Menschen trugen Schwarz, sagte Fleur, die interessantesten aber trugen nicht immer Schwarz. Aske war ohne jeden Zweifel, erwiesenermaßen sogar eines der - für Miroir - interessantesten Mädchen der Stadt, und das Bild weckte in Miroir ein Verlangen, sie kennenzulernen, dem nicht zu widerstehen war. Dieser strahlende Ausdruck in den Augen! Gerade jetzt, angetrunken und erfüllt von einem unklaren Gefühl der Einsamkeit, fiel es Miroir schwer, nicht zu versuchen. Kontakt herzustellen. Ihr einfach eine Nachricht zu schreiben, sie kurzerhand anzurufen. Er hatte eine Anzahl Fragen an sie, zu den Erfahrungen ihrer Vergangenheit, den Bestrebungen ihrer Gegenwart, ihren Plänen für die Zukunft; es gab vieles, das der Spinne verborgen geblieben war – und im Übrigen vieles, das, wie Miroir durchaus verstand, auch weiter verborgen bleiben musste: So gern er sich dieses Profil ansah, waren es doch die Geheimnisse, die den Reiz eines Menschen bestimmten.

Es war kurz vor Mitternacht. Miroir berührte den Bildschirm und seufzte mit einem Lächeln. Eine wichtige Rolle war es, die Aske spielen sollte: Sie allein konnte den Kreis vervollständigen, und mit dieser Vervollständigung würde nach diesem geradezu ewig langen Jahr der Planung das Projekt beginnen. Die Vorbereitungen waren abgeschlossen; nur eine günstige Gelegenheit für die erste Begegnung galt es noch zu finden. Miroir konnte den Moment nicht erwarten, da man das Mädchen einweihte, sie, so blieb zu hoffen, ergriffen sah vor Glück, wenn sie den Schlüssel entgegennahm. Wie ihre Vergangenheit ausgesehen haben, wie sie heute leben und wie sie sich die Zukunft ausmalen mochte, etwas weit

Besseres stand Aske Morgenroth bevor – und sie ahnte nichts davon.

»Keine schlechte Arbeit«, sagte Fleur, nachdem das Album in seinem eingängigen Schlussriff ausgeklungen war. Die anderen enthielten sich eines Urteils. Sie waren ohnehin nicht besonders redselig, doch das war verständlich: Der Stimmung, in der sie sich befanden, lag eine erdrückende Finalität inne. Vielleicht war es das letzte Konzert, das sie spielen würden. Vielleicht würde es, einmal im Palais, keinen Anlass zur Rückkehr geben.

Fleur versank darüber in Gedanken: Was genau war es eigentlich, das man am Bühnenauftritt schätzte? Die Gelegenheit, neue Musik zu präsentieren, Stolz als Künstlerin zu empfinden ob des Werkes, an dem man lange Zeit mit großen Mühen gearbeitet hatte? Das schien ein Teil des Reizes zu sein, doch nicht der ganze. War es die Bestätigung, dass den Melodien und Strukturen etwas abzugewinnen war? Lechzte man nach Lob und Respekt oder lediglich nach der Gewissheit, es korrekt realisiert, ein Werk mit Wirkung auf die Seele geschaffen zu haben? Wer stand in wessen Schuld? War das Konzert ein Akt der Wohltätigkeit, ein Feldexperiment, Selbstbefriedigung?

Sie lehnte den Kopf zurück und stemmte einen Fuß gegen das Handschuhfach. Ach, was kümmerte es sie, wenn doch im Palais für alles gesorgt sein würde, ohne nur eine Taste angeschlagen, nur einen Akkord notiert zu haben! Wieder kam sie nicht umhin, sich das Leben des Palais in den schönsten Farben auszumalen. Wäre das Projekt vom gleichen Reiz gewesen, wenn nicht Miro solche

Hoffnungen hineingesetzt hätte? So zynisch es klingen mochte, die Antwort lautete: ja. Das Palais war, ungeachtet der individuellen Wirkung auf die Seelen der Bewohner, in jedem Fall ein Ort von größter Erhabenheit und Schönheit, ein Ort, den einmal zu erblicken sich bereits in Erinnerungen niederschlug, die man nicht mehr missen wollte. Und dort zu leben, was für ein Traum musste das sein! Einen Vorgeschmack hatten Fleur und Miro gekostet, und seitdem ging es Fleur nicht mehr aus dem Kopf. Sie sehnte sich nach mehr, und beinahe stand zu befürchten, dass nur im Palais zu leben nicht genug sein konnte, dass sie sich, auf welche Weise auch immer, am Projekt würde beteiligen müssen, um wirkliche Erfüllung zu finden, um einen Durst zu stillen, der nicht durch die bloße Erfahrung zu stillen war, sondern nur durch eine Verwirklichung ihrer selbst, das Ausleben von Kreativität in der Formung und Weiterentwicklung des verheißungsvollen Konzepts. Fleur war – wenngleich es ihr ungebührlich schien – ganz und gar erpicht darauf, das Palais zu ihrem eigenen Werk zu machen.

Wie es auch kommen mochte, es fühlte sich entschieden nach einem letzten Konzert an. Es fühlte sich an, als stünde an diesem Abend alles auf dem Spiel, als wäre nichts wichtiger, als dass die Darbietung exakt den Hoffnungen entsprechen, eine tiefe Bedeutung fühlbar machen würde.

Es ging in Serpentinen den Berg hinauf und hinab. Die Musiker waren den Wegen durch die Wälder eine Dreiviertelstunde lang über Laub und Wurzel gefolgt, über Schlamm und Stein. Der Fabia Joy war nicht besonders geländetauglich, noch weniger, nachdem es geregnet hatte. Edgar ließ es sich nicht nehmen, dar- über zu klagen, dass sie für eine solche Holperpiste einfach nicht das richtige Fahrzeug gewählt hatten. Er brummte und ächzte und fluchte vor sich hin. Fleur schüttelte den Kopf. Was konnte Edgar

für ein schwieriger Zeitgenosse sein! Im Grunde, kam es ihr in den Sinn, war er wie diese Wälder: wildwüchsig, uneben und im Herzen finster.

Nivvie, die am Steuer saß, schien sich nicht im Geringsten an Edgars Missmut zu stören. Sie konzentrierte sich auf das, was vor ihr lag. Als die Straße sich in eine Schlucht abwärtszuschlängeln begann, ruhte ihr Fuß auf dem Bremspedal. Die Socken reichten nicht über die Knöchel; die kleine Narbe, wie als Apostroph danebengezeichnet, war Fleur nie aufgefallen. Sie trug eine ausgeblichene Jeans mit Löchern an den Knien und ein hellgraues Tanktop. Die dunklen Locken waren mit einem breiten Haargummi zum Zopf zusammengebunden.

»Vor wie vielen Leuten spielen wir wohl?«, fragte Miro.

»Ich rechne mit hundert«, antwortete Fleur und wandte sich nach hinten um, »vielleicht hundertfünfzig.«

»Nicht unser größtes Konzert, aber gar nicht schlecht.«

»Die Flyer und Plakate und die Ankündigung in der Zeitung haben uns außerdem einiges an Aufmerksamkeit verschafft, das ist ziemlich gut gelaufen. Wir dürfen auf keinen Fall das Merchandise vergessen. Jedes T-Shirt hilft. Jeder Aufnäher.«

»Hören wir keine Musik mehr?«, fragte Miro.

Fleur warf ihm ein Lächeln zu. »Oups.«

»Ist doch scheißegal«, knurrte Edgar, »wie viele Leute uns kennen oder wie viele Leute zu unseren Konzerten kommen. Darum geht's überhaupt nicht. Mir ist lieber, es kommen drei, die's verstehen, die in Ruhe zuhören und das Ganze auf sich wirken lassen, als tausend von diesen Schwachköpfen, die nur zu solchen Veranstaltungen gehen, weil sich an dem Abend keine bessere Gelegenheit zum Saufen geboten hat.« Er leerte seine Flasche.

»Mir ist auch egal, vor wie vielen Leuten wir spielen«, sagte

Nivvie, »oder vor was für welchen. Hauptsache, ich tue es mit euch.« Sie senkte die Stimme und sagte: »Wenn ihr dabei seid, macht alles Spaß.«

»Mann, Mann, Mann«, sagte Edgar, sich zum Fenster hin abwendend. »Das ist so kitschig, dass ich kotzen muss.«

So war Edgars Art, an der man sich nicht stören durfte, doch heute schien ihn zusätzlicher Groll heimgesucht zu haben. Fleur hatte eine Ahnung, woran es liegen mochte. Kurz dachte sie dar- über nach, tröstende Worte zu sprechen – zumindest ihre Sorge zu zeigen –, und entschied sich dann dagegen: Wenn Edgar verdrießlich war, ließ man ihn lieber in Ruhe.

Die Laune des Griesgrams wollte sich den Rest der Fahrt über nicht maßgeblich bessern. Es schien jedoch die Motivation zurückzukehren, ein trotziger Tatendrang, als sie die kleine Siedlung erreichten, die fernab der Stadt in der Stille schlief. Ein kaum sichtbarer, verschlungener Pfad führte hinab zu dem einsamen alten Häuschen, in dessen Keller sich der Proberaum befand. Nivvie parkte das Auto neben dem Variant, den die Band für Transporte nutzte. Streng genommen war Edgar der Besitzer des Wagens, doch hegte er kein besonderes Interesse am Autofahren, und so stand das Fahrzeug, wenn nicht Nivvie die Band oder das Equipment damit herumkutschierte, ungenutzt vor dem Häuschen herum.

Nivvie stieg zuletzt aus. Sie hatte die Schuhe angezogen und stapfte vorsichtig und mit einem Ausdruck des Ekels auf dem Gesicht durch das feuchte Gras und über den durchweichten Boden. »Das war nicht unbedingt die beste Wahl«, musste sie eingestehen. »Junge, Junge! Was für ein Matsch! Ich brauche dringend herbsttaugliches Schuhwerk.« Sie erspähte ihre Großmutter am anderen Ende des Gartens, den Hang hinab. Das Gehör hatte sich in den

letzten Jahren zunehmend verschlechtert, also hatte sie die Ankunft nicht vernommen. Der Enkelin und den Übrigen den Rücken zugekehrt, beugte sie sich über die Beete bei den Apfelbäumen und rupfte Unkraut aus dem Boden. Die alte Frau trug einen weiten Strickpullover, der vermutlich einmal dem Großvater gehört hatte, und Gummistiefel. »Ich gebe kurz Bescheid«, sagte Nivvie, »damit sie sich nicht erschreckt.«

»Soll ich nicht lieber gehen?«, fragte Fleur.

Nivvie lächelte. »Gracias, cariño, aber ich mache das schon.« Sie schloss die Haustür auf.

Während Edgar sich draußen in aller Ruhe eine Zigarette ansteckte, stiegen Miro und Fleur die Treppe hinab in die Dunkelheit und passierten die Stahltür, hinter der die vertrauten Räumlichkeiten lagen, die ihnen zum Proben und Besprechen zur Verfügung standen. Der Hauptraum war mehr Halle denn Raum, wenn die niedrige Decke nicht gewesen wäre, weitläufig und mit Säulen versehen. Die Nebenräume nutzte Nivvies Großmutter für Vorräte, an denen sich die Band zuweilen bediente, für Gartengerätschaften und alte Erinnerungen.

Fleur legte den Mantel auf ihrem Gitarrenverstärker ab und öffnete ihren Zopf; Miro setzte sich auf einen Sessel, der halb hinter kaputten Verstärkern und Trommeln, Beckenstativen, einem verstimmten Piano und einem Stapel von Bierkästen verborgenen stand. Auf dem gefliesten Tisch befand sich noch das Leergut der letzten Probe; die alte Frau Ventada schien den Proberaum als das Reich der Band zu betrachten.

Fleur trug ihre dünnen Stoffhandschuhe und die Mütze, als sie dicht vor Miro trat. Im Licht einer flackernden Lampe öffnete sie erst die Jeans, dann die Bluse, Knopf um Knopf. Vielleicht erkannte Miro, dass sie auf das Bustier verzichtet hatte. Fleur ging

vor ihm auf die Knie, die Hände auf seinen Oberschenkeln. »Wir schaffen das, oder?«, flüsterte sie mit einem herausfordernden Lächeln. »Komm schon.«

Miro zögerte einen Moment. Dann knöpfte er die Hose auf. Öffnete den Reißverschluss. Und jemand die Tür, ungestüm.

Fleurs Hoffnung, dass es sich nur um Nivvie handelte, erfüllte sich nicht. Edgar kommentierte das Bild, das sich ihm bot, mit keinem Wort; er nickte Miro nicht dümmlich grinsend zu, wie andere es getan hätten, sondern ließ sich in den Sessel gegenüber fallen und seufzte erschöpft, als läge die Arbeit eines Tages hinter ihm.

Fleur errötete nicht, als sie auf der Armlehne Platz nahm und begann, die Bluse zu schließen. Verfluchter Edgar, dachte sie – und bereute es sogleich. Sie hatte sich, wie sie sich eingestehen musste, zuweilen schwerlich unter Kontrolle, wenn man ihren Spielereien in die Quere kam, doch war es schließlich nicht unwahrscheinlich gewesen, hier gestört zu werden.

»Hör zu«, begann Miro verlegen, doch Edgar gab ihm zu verstehen, dass er schweigen solle. Miro räusperte sich.

»Fangen wir schon mal an?«, fragte Fleur.

»Jetzt bloß keine Arbeit«, murmelte Edgar, die Augen geschlossen. »Warten wir doch auf Ventada. Wenn wir dabei sind, macht alles Spaß, hat sie gesagt – das wollen wir mal sehen.«

Später noch als erwartet stieß Nivvie hinzu, die sich angesichts der auf den ersten Blick eigenartig anmutenden Arbeitsverteilung – Miro rollte Kabel auf, während Fleur versuchte, unter Ausnutzung ihres gesamten, wenn auch bescheidenden Gewichts einen Verstärker quer durch den Raum zu schleifen, und Edgar war auf dem Sessel eingeschlafen – nicht verwundert zeigte. Sie weckte Edgar

harsch, wie man es tun musste, und herrschte ihn an, sich aufzuraffen. Edgar, der im Leben nichts zu fürchten schien wie Nivvies Zorn, machte sich träge an die Arbeit. Fleur bewunderte Nivvie für die Macht, die sie über Edgar zu haben schien – ja, möglicherweise war es sogar Neid, den sie verspürte.

Nun aber erst recht an die Arbeit! Selbstverständlich bestand zwischen den Mädchen eine Art Pakt, einander körperlich anstrengende Aufgaben nicht zuzuteilen, doch Fleur krempelte die Ärmel hoch, strich sich eine schweißfeuchte Strähne aus dem Gesicht, ehe sie sich das Stativ ihres Synthesizers über die Schulter wuchtete. »Es geht schon«, sagte sie, als Miro ihr zur Hand gehen wollte.

»Wisst ihr, worüber ich mir in letzter Zeit so meine Gedanken mache?«, fragte Edgar, einen Koffer in jeder Hand. »Epochen der Menschheitsgeschichte lassen sich doch erst im Nachhinein vernünftig charakterisieren, stimmt's? Und da frag' ich mich: Wie wäre wohl die Zeit, in der wir jetzt leben, zu beschreiben?« Er kniff die Augen zusammen. »Was ist da die Essenz«, fragte er, »der Zeitgeist?«

Mit Klettband fixierte Fleur die Blätter des Farns, ehe sie den Topf gemeinsam mit Miro anhob und hinüberschleppte. Die Laterne aus Gusseisen überließ sie ihm. Fleur überprüfte derweil den Karton mit dem Merchandise auf Vollständigkeit.

»Ich denke«, fuhr Edgar währenddessen fort, »es ist diese nach Möglichkeit der ganzen Welt zur Schau gestellte Toleranz, die den Menschen heute umtreibt. In den sozialen Medien seine Überlegenheit in der Tugend zu präsentieren. Es ist so 'ne Art übertriebener Humanismus, der ständig die Grenze zur Dummheit überschreitet.« Musste es erstaunen, dass Edgar, kaum erwacht, in philosophische Betrachtungen verfiel, oder lag es gerade an der Schlaftrunkenheit? »Es ist also, um es zusammenzufassen, die Zeit

der Rücksichtnahme. Auf die Menschen, auf die Tiere. Auf Gefühle. Die Zeit der politischen Korrektheit und des Veganismus. Wie kommt's nur, dass alle zur gleichen Zeit auf die Idee verfallen, publikumswirksam Rücksicht nehmen zu müssen auf alles und jeden? Eigentlich ist der Mensch von Natur aus egoistisch, und das zeigt sich in vielen Lebensbereichen auch deutlich. Aber wo's nur irgendwie geht, nimmt der Mensch heute Rücksicht auf die Gefühle anderer, egal, wie dumm diese Gefühle sind. Denk beispielsweise an die Geschlechterforschung.« Er blickte derart angewidert drein, als hätte er beinahe auf den Boden gespuckt. »Ein Schwachsinn ist das! Nur weil ein paar Exemplare der menschlichen Spezies sich nicht zurechtfinden, muss die Welt sich ändern. Sie fühlen sich durch Kleinigkeiten beleidigt und schämen sich nicht etwa für ihre Schwäche, sondern halten sich stattdessen für was ganz Besonderes. Und viele Universitäten unterstützen die Degeneration auch noch!« Eine Faust geballt, schüttelte er heftig den Kopf. »Sollte ich je so 'nem Typen gegenüberstehen, so werd' ich ihm – das schwör' ich euch – mit aller Härte in die hässliche Fratze schlagen.« Er blickte Miro erwartungsvoll an, von dem am ehesten eine Reaktion zu erwarten war.

Der fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Tja, du hast nicht ganz Unrecht«, sagte er. Wenngleich er, wie Fleur wusste, nicht unbedingt gegenteiliger Meinung war, verspürte er offenbar keinen Drang, sich im Detail mit Edgars Ansichten auseinanderzusetzen.

Edgar wirkte irritiert ob der diplomatischen Antwort. »Na ja, wenn ich's recht bedenke«, räumte er ein, während er an seinem Bart herumzupfte, »hab' ich einen wichtigen Aspekt vielleicht außer Acht gelassen«. Wie es schien, hatte er sich angesichts Miros zurückhaltender Zustimmung ansatzweise beruhigt, die Gedanken klarer, befreiter. »Mit aufrichtiger Rücksichtnahme haben diese

Entwicklungen natürlich nichts zu tun«, brummte er, seine Stimme in Zaum haltend, »sondern doch nur mit gespielter. Also letztendlich mit Egoismus, wie es immer war und wie es immer sein wird.« Er klang keineswegs resigniert, für seine Verhältnisse durchaus heiter. Er hatte sich auf den Boden gesetzt und sprach in leicht belehrendem Tonfall, den Zeigefinger erhoben. Wie er dort saß, erinnerte er Fleur an einen Mönch, der mit gekreuzten Beinen inmitten seiner grauen, staubigen Klosterkammer ruhte. »Veganismus beispielsweise hat in vielen Fällen nichts mit Rücksichtnahme auf Tiere zu tun, sondern damit, dass man verzweifelt versucht, eine Rechtfertigung für die eigene parasitäre Existenz zu finden. Anderen weiszumachen, man trage einen ach so wichtigen Teil zum Erhalt des Planeten bei oder lebe zumindest gar nicht allzu sehr auf dessen Kosten.« Mit einem Gelächter, das an Hysterie grenzte, schüttelte er seinen zotteligen, zynischen Kopf. »Hast du je das Gefühl gehabt, dich für deine Existenz entschuldigen zu müssen, Miroir?«, fragte er. »Also, ich nicht, im Gegenteil: Es ist vielmehr eine aufrichtige Entschuldigung wert, jemanden zur Existenz zu verdammen! Vor allem gilt das für uns Menschen, die wir das Leid, das mit dem Dasein einhergeht - damit meine ich den unerträglichen Grundzustand unbefriedigter Bedürfnisse, der manchmal nur mit großer Mühe zeitweilig überwunden werden kann -, von allen uns bekannten Lebensformen am bewusstesten wahrnehmen.«

Fleur folgte den Ausführungen nun nicht mehr; sie beschäftigten stattdessen die wichtigen Dinge – den Dingen, die unmittelbar vor ihr standen, die man sehen und anfassen und noch einmal auf Vollständigkeit überprüfen konnte. Sie stemmte eine Hand in die Hüfte: Es war eine ziemliche Ansammlung von Gegenständen vor der Stahltür zusammengetragen worden.

Nivvie gesellte sich zu ihr, begann, den Arm um die Taille ihrer Freundin gelegt, die Liste der für ein Konzert notwendigen Dinge durchzugehen: »Also, der Synthesizer mit Stativ, zwei Gitarrenverstärker, zwei Gitarrenboxen, den Koffer mit den Kabeln und Mikrofonen und den mit den Effektgeräten, starkes Klebeband, den Farn und die Gusseisenlaterne, einen kleinen Kasten stilles Wasser, die Ausdrucke der Setlist, unsere Taschen und Rucksäcke und«, schloss sie, zu Fleur hinüberschielend, »natürlich auch den Karton mit dem Merchandise.« Nivvie hatte die Liste der Sachen, an die zu denken war, im Kopf, wie es für eine Kellnerin ein Leichtes sein musste. »Es ist an alles gedacht, bis auf das Bier«, sagte sie. »Das darf nicht fehlen. Ich kümmere mich drum.« Sie schlug vor, mit Edgar vorauszufahren und dafür Sorge zu tragen, dass dieser die ersten Arbeiten vor Ort erledigte. Dann fischte sie einen Schlüssel aus der Hosentasche und legte ihn auf den Tisch. Es war ihr eigener Autoschlüssel. »Ihr könnt später nachkommen«, sagte sie.

»D'accord.«

»Lasst euch ruhig Zeit. Es wird dem Faulpelz nicht schaden, sich ein bisschen zu ertüchtigen. Und dir nicht« – sie zwinkerte Fleur zu – »wenn Miro es tut.«

Sie erreichten das Atelier in der Altstadt mit einiger Verspätung. Nivvie sagte nichts, das Wohlwollen in Person. Edgar war es gleich; er bemerkte die Ankunft, interessierte sich jedoch nicht besonders dafür. Er hatte sich offenbar mit Nivvie über etwas unterhalten, doch als er fortfuhr, erweckte sie nicht den Eindruck, sich angesprochen zu fühlen. Fleur und Miro kamen gerade recht, um als neue, möglicherweise interessiertere Ansprechpartner herzuhalten.

» Weise ist«, sprach Edgar nun zu ihnen, und zwar mit einem

Pathos, der ihm mehr schlecht als recht zu Gesicht stand, »wer seine Existenz eintönig gestaltet. Denn dann besitzt jeder kleine Zwischenfall das Privileg eines Wunders. – Das ist, wie wieder keiner weiß, aus dem Buch der Unuhe von Fernando Pessoa, 'nem portugiesischen Schriftsteller. Da steckt viel Wahrheit drin, finde ich.« Er zuckte die Schultern. »Nur 'n paar Sätze später vertrat Pessoa allerdings die Ansicht, der Mensch könne, wenn er wahrhaft weise sei, das gesamte Schauspiel der Welt von einem Stuhl aus genießen, ohne lesen zu können, nur seine Sinne gebrauchend und mit einer Seele begabt, die nicht traurig zu sein verstehe. Das ist, wenn ihr mich fragt, im Grunde aber das Gleiche wie Fernsehen, und Fernsehen hat mit Weisheit nichts zu tun.«

Fleur konnte dem nur zustimmen, Miro und Nivvie hingegen zeigten sich wenig beeindruckt. Es mochte dem Umstand geschuldet sein, dass sie – im Gegensatz zu Edgar, der einem antiken Redner ähnlich in seinen hellen Mantel gehüllt auf der Bühne stand – damit beschäftigt waren, das Equipment ein Teil nach dem anderen um Edgar herum aufzustellen und anzuschließen, oder daran, dass Edgar – zu niemandes Überraschung – einigermaßen betrunken und in diesem Zustand kaum mehr imstande war, sich auf einen Dialog einzulassen. So klug seine Gedanken sein mochten, darauf zu antworten, konnte nur zu Missverständnissen und wilden Assoziationen führen.

Dass man es bei Edgar mit einem komischen Kauz zu tun hatte, war Fleur im Verlauf des ersten Gesprächs klar geworden, bei dem Edgar noch um einiges betrunkener gewesen sein musste, betrunken genug, sie mit anzüglichen Komplimenten zu überschütten, während Miro, nach der knappen Begrüßung offenbar ausgeblendet, gleich daneben stand. Um es anders auszudrücken, war Edgar jemand, von dem man, wenn man ihn auf Zwölftonmusik

oder Bukowski ansprach, eine ausführliche Antwort erhielt – dass es sich nämlich, kurz gesagt, um das musikalische Äquivalent vogonischer Dichtkunst beziehungsweise das mit Abstand Beste handelte, das je von einem klassischen Schriftsteller hervorgebracht worden war –, bei vielen anderen, alltäglichen Gesprächsgegenständen jedoch nicht einen ernst gemeinten Satz zu erwarten hatte.

Eben das schien Miro an Edgar zu schätzen. Tatsächlich ermutigte er seinen alten Freund zuweilen zu langatmigen Erklärungen, indem er Fragen stellte, die unmöglich ernsthaften Interesses entsprungen sein konnten. Auch diesmal gesellte er sich, als alle Geräte verkabelt waren, zu Edgar und fragte: »Wie stehst du eigentlich, was den Stil betrifft, zur deutschen Nachkriegslyrik?« Es war eine Frage, die zufällig schien, doch Fleur wusste, dass sich Miro bereits seit geraumer Zeit mit der Thematik beschäftigte.

Edgar ließ ein kurzes Grinsen aufflammen, ehe er einen Moment nachdachte. »Tja, die deutsche Nachkriegslyrik«, begann er, »zeichnet sich, wie du vielleicht weißt, im Allgemeinen durch eines aus: Eine unverhohlene Sprache. Eine Sprache, die sich nicht vor Hässlichkeit scheut. Insbesondere trifft das auf die Trümmerlyrik zu. Sicherlich fragst du, weil du annimmst, dass so ein unverhohlener, hässlicher Typ wie ich auch eine solche Literatur zu schätzen weiß, oder?« Er schüttelte den Kopf. »Da muss ich dich enttäuschen, mein Lieber, so einfach sind die Dinge meist nicht. Wie so oft, ist in Wirklichkeit alles ganz anders, als man vermuten würde: Ich hasse unverhohlene, hässliche Sprache, also, geschriebene Sprache mein' ich. Ich hasse es, wenn man keinen Sinn für die Ästhetik von Wörtern hat, und ich hasse es sogar noch mehr, wenn man absichtlich möglichst hässliche Wörter benutzt, um irgendein unangenehmes Gefühl auszudrücken oder auszulösen.«

»Wirklich?« Miro schien äußerst überrascht.

»Absolut«, bestätigte Edgar nachdrücklich. »Na ja, ich bin zwar normalerweise ein Freund der klaren Ansagen – und deshalb nehm' ich mich, wenn ich spreche, nicht zurück –, aber vom geschriebenen Wort verlang' ich die größtmögliche Ästhetik. Solche Gegensätze sind gut und notwendig: Ohne Ordnung kann es kein Chaos geben und keine Rebellion. Je größer die Ordnung, desto größer die Rebellion, und in dieser Rebellion erblüht mein Geist. Oder *schwärt* eben, wenn du's nachkriegstypisch ausdrücken willst.« Edgar lachte auf. »Ich glaube, gerade wegen diesem Gegensatzdenken kann ich dich so gut leiden, Miroir.«

Miro grinste schief. »Verstehe.«

»Warum fragste überhaupt?«

»Ich habe mit dem Gedanken gespielt, mich fürs nächste Album in einem ähnlichen Stil zu versuchen. Meinst du nicht, es wäre ein interessanter Kontrast?«

Edgar bedachte Miro mit einem abschätzigen Blick. »Hast du nicht mehr alle Tassen im Schrank? Das gibt's doch echt schon zur Genüge: Texter, die ihren Unmut aufs Papier kotzen, ohne sich um die Wortwahl zu scheren, und solche, die sich darauf einen runterholen, nur die hässlichsten Wörter zu verwenden, weil ihnen das hart und zynisch vorkommt. Dann schreiben sie über Fäkalien und Kadaver und Siechtum in allen Facetten, weil sie meinen, dass Poesie nur was für Schwächlinge ist. Dabei gehört 'ne ordentliche Portion Mumm dazu, der ganzen Welt seine Empfindungen zu offenbaren, und 'ne ordentliche Portion Talent, das halbwegs angemessen zu tun. Also schlag dir den Schwachsinn gleich wieder aus dem Kopf, dich zu so 'nem Stil herabzulassen!« Er schnalzte mit der Zunge. »Und jetzt lass uns endlich einen trinken, verdammt noch mal, von dem vielen Gerede ist mir die Kehle schon ganz

trocken.«

Da räusperte sich Nivvie. »Wir haben den Kasten im Auto vergessen«, sagte sie.

Edgar seufzte. »Was du meinst, ist doch, dass *ich's* vergessen habe. Und ihn jetzt holen soll.« Er schüttelte den Kopf. »Emanzipation endet da, wo's unbequem wird, was, Ventada?«

Nivvie verschränkte die Arme, grinsend. »Besser du machst dich auf den Weg«, sagte sie, »bevor es wieder regnet.«

Also unterbrach Edgar, der wildbärtige Philosoph und Literaturästhetiker, grunzend und grollend das kleine Symposium angesichts der Wahrscheinlichkeit einer der ordinärsten Vorkommnisse überhaupt, einer Konstante der Unannehmlichkeiten nicht nur des menschlichen, sondern des irdenen Lebens im Allgemeinen: eines zeitlich unpassenden Regenschauers.

Nivvie und Fleur blickten erst einander an, dann Miro. Ach, Edgar!, dachten sie wohl, offensichtlich nicht ohne Erheiterung.

Fleur aber ließ das Grinsen im nächsten Moment wieder erlöschen und wandte sich ab. Es schien ihr eigentlich nicht rechtens, über Edgar zu lachen: Die zwischenmenschliche Konstellation innerhalb der Band war, so viel stand fest, nicht optimal. Es waren drei plus einer, der sich in gewisser Hinsicht nicht hinzuzählen ließ; immer schon war es so gewesen. Da sollten sie nicht über den anderen spotten, sondern dankbar sein, dass er war, wie er war. In Edgar hatten sie den richtigen Charakter gefunden, diese Konstellation zu erdulden. Mehr noch: Zuweilen schien er es, wie jetzt, zu genießen, die Position des Sonderlings innezuhaben – wenngleich er sich wohl selbst nicht als solchen begriff. Vielmehr betrachtete er sich, so begann man zu glauben, als jemanden mit einem höheren Maß an Objektivität und pragmatischer Weisheit, als jemanden, der sich den Nichtigkeiten entzog, den Banalitäten, mit de-

nen sich Nivvie, Miro und Fleur für gewöhnlich, ja allzu oft beschäftigten. Edgar musste glauben, über allem zu stehen; zumindest erweckte er den Eindruck, dass kaum etwas ihn emotional berührte. Nur was Feuer in ihm schürte, brachte er zur Sprache – den trüben Fluss in der Tiefe ließ er nie erahnen.

Den Weg, der vom Parkplatz zur Altstädter Seele führte, dem Kulturzentrum, das Edgar seit vielen Jahren vertraut war, säumten offene Wagen, in denen Jugendliche, in Edgars Augen noch Kinder, sich küssten, rauchten und tranken. Vermutlich hatten sie den Alkohol aus dem Schnapsschrank ihrer Eltern mitgehen lassen. Oder aus dem Supermarkt. Missmutig beschleunigte Edgar seine Schritte, wenngleich die Trunkenheit und das Gewicht des Bierkastens ihn ein wenig wanken ließen.

Er stapfte in schweren Lederstiefeln durch Schlamm und Glasscherben, als er im Augenwinkel sah, wie ein Junge mit umgedrehter Mütze und weiter Hose an ein paar angekettete Fahrräder pisste. Aus einer Anlage schallte elektronische Musik; der Songtext des hochgepitchten Sängers hätte Edgar zum Lachen gebracht, wäre er nicht erfüllt gewesen von abgrundtiefer Verachtung. Er hatte nur ein Zähneknirschen übrig für das, was sich ihm darbot, und dass es ihn überhaupt kümmerte, machte die Sache nicht besser.

Auf der gegenüberliegenden Seite des achatgrauen, unregelmäßigen Pflasters – dicht gedrängte Eisschollen in einem Meer aus Matsch –, beobachtete Edgar einen Jungen von kräftiger Gestalt, der versuchte, einen Haufen Pizzakartons und Burgerpackungen mit einem Streichholz anzuzünden. Die Bemühungen waren vergebens; Streich um Streich brachte er nicht einmal ein Flämmchen zustande. Die Gegenwart, dachte er, das ist das beklagenswerte Harren zwischen der guten alten Zeit und der strahlenden Zu-

kunft. Hinter dem Jungen verwandelte der Laternenschein den Bauzaun in eine Schraffur aus schmutzigem Silber.

Eine Facette nach der anderen, enthüllte sich Edgar die Scheußlichkeit der Welt: Unweit des jämmerlichen Schauspiels erblickte er einen Obdachlosen, der zusammengesunken an einer Mauer aus Backsteinen lehnte, die auf den ersten Blick keinen bestimmten Zweck zu erfüllen schien, außer dem Mann Schutz zu bieten vor dem beißenden Abendwind, der ab und zu aufkam. Neben diesem schlaffen Sack in seinen schlaffen Lumpen schlief ein großer, zotteliger Köter mit einem zerrissenen Ohr. Er erinnerte Edgar an das geliebte Plüschtier eines kleinen Mädchens, das überallhin mitgeschleppt wurde, dessen Stoff dünngescheuert war und dessen Nähte sich zu lösen begannen. Das treue Tier teilte sich mit seinem Herrchen etwas, das mehr Pfütze als Decke war. Edgar schoss der Gedanke durch den Kopf, dass dieser Mann nie mehr geliebt werden oder in einem Restaurant speisen würde. Er würde nie mehr bei Kerzenschein in der warmen Badewanne ein Buch lesen und klassischer Musik lauschen. Nie mehr würde er an dem teilhaben, was man im Allgemeinen unter dem menschlichen Leben verstand. Edgar überkam ein Bedauern, zu dem er sich nicht mehr in der Lage geglaubt hatte.

Im nächsten Moment aber erwachte der Obdachlose und hustete heftig. Er holte eine Flasche Schnaps aus der Innentasche seiner zerlumpten Jacke und kippte in einem hinunter, was übrig war. Sein Begleiter schleppte sich näher, schmiegte sich an ihn, ehe sein Herrchen ihn beiseitestieß. Er trat nach dem Köter, ungeschickt, verfehlte das Ziel. Mit einem leisen Winseln schleppte sich das Tier dennoch einige Meter weiter in den Schlamm und schloss die traurigen Augen. Man wusste nie, wer Hilfe verdient hatte. Besser, man half niemandem.

Er kam, während er seinen Weg fortsetzte, zu der Pointe, dass nicht jeder Mensch auf seine Art ein wertvoller Mensch war, wie es behauptet wurde, sondern vielmehr war jeder Mensch auf seine Art Abschaum. Zu viel Abschaum auf einem Haufen war schwer zu ertragen; der Mensch war kein Herdentier, so viel war klar. Mit einem Mal hatte Edgar nicht mehr die geringste Lust, vor einem Publikum aus Fremden zu spielen.

Er schleppte das Bier die Treppen des Hintereingangs hinauf und begab sich in den Backstagebereich. In der Abgeschiedenheit von Fleurs Atelier, das von der Konzerthalle aus über einen langen, nackten Korridor zu erreichen war, bereiteten sich die anderen Musiker von *Lielle* auf den Auftritt vor, jeder auf seine Weise: Ventada spielte sich am Bass ein, Fleur stand am Fenster und blickte hinaus auf den Innenhof und Miroir stimmte seine Gitarre. Edgar ließ sich auf einer der Werkbänke nieder und öffnete ein Bier. Das Gute an einer Band war – neben der künstlerischen Betätigung –, dass man immer einen guten Grund zum Trinken hatte. Wenn es nichts zu feiern gab, bemühte man sich mit dem einen oder anderen Bier doch immerhin um Inspiration.

Der Schlagzeuger, den sie für diesen Abend engagiert hatten, hielt sich im Hintergrund und sprach kaum ein Wort. Das kam selten vor. Die meisten versuchten, ihre Nervosität angesichts des bevorstehenden Auftritts mit den so gut wie unbekannten Mitmusikern durch ununterbrochenes Gelaber über Banalitäten in Zaum zu halten. Edgar konnte das nicht ausstehen. Einmal hatte sein ganzer Körper vor Zorn gebebt, als ein besonders dimmes Lämpchen seine kulinarischen Präferenzen in aller Ausführlichkeit dargelegt hatte, mehrfach betonend, wie zuträglich eine vegane Ernährung – oder wenigstens etwas, das dem nahe kam – nicht nur der Gesundheit, sondern auch dem Klimaschutz sei. So jemand

war das gewesen.

Miroir war immerzu darauf bedacht, die temporären Bandmitglieder bestmöglich in das bestehende Gefüge zu integrieren, indem er das Gespräch mit ihnen suchte. »Dein Stil«, sagte er zu dem Schlagzeuger des heutigen Abends, »ist eine gelungene Mischung aus zurückgenommenen, aber definierten Jazzspielereien und brachialen Ausbrüchen, die an die progressiven Spielarten des schwedischen Death Metal erinnern. Das kommt unseren Stücken an einigen Stellen sehr zugute.« Dadurch gelang es Miroir zwar, zumindest auf das Thema des Gelabers einen Einfluss zu nehmen, doch Gelaber blieb es dennoch.

Fleur wusste ihrem Verlobten kaum einmal zu widersprechen. Zumindest nicht, wenn sie sich in der Öffentlichkeit befanden. Sie umschlang Miroir von hinten, beugte sich über seine Schulter und sagte: »Ich kann dem nur zustimmen.« Den Kopf geneigt, sagte sie: »Ich würde sogar behaupten, du bist der zweitbeste Drummer, den wir je hatten.« Sie trug das grau melierte Top mit dem weißen Emblem einer Eule. Andauernd trug sie das Ding.

Der Schlagzeuger kratzte sich am Hinterkopf und erkundigte sich vorsichtig, wer denn der Beste gewesen sei.

Fleur schielte kurz zu Edgar herüber, dann winkte sie ab. »Ach«, sagte sie. »Jemand. Ein Freund von uns.«

Natürlich war Richard gemeint. Ein weiteres Mal trauerten sie ihm nach, dem Halbgott an der Schießbude. Richard, dessen makelloser Schlagzeugstil zu *Lielle* passte, als wäre die Musik nur geschrieben worden, um von ihm begleitet zu werden. Richard, der ach so brillant und mit solcher Intensität zu spielen verstand!

»Ich hatte das Schlagzeug zuvor nie als ein besonders elegantes Instrument betrachtet«, sagte Miroir. »Aber weißt du, wie *er* daran saß und darauf spielte ... – das hatte was geradezu Majestätisches.

Seitdem ertrage ich es nicht mehr, diese Schlagzeuger zu sehen, die auf ihren Sets herumhämmern wie die Barbaren.«

»Bei aller Liebe zur Kunst«, sagte Ventada mit einem schelmischen Lächeln, »ich finde, es sollte an einer barbarischen Facette nicht fehlen.« Sie legte dem Schlagzeuger eine Hand auf die Schulter und sagte: »Dir gelingt die Balance zwischen den Extremen. Ich freue mich jedenfalls, dich für heute Abend mit an Bord zu haben.« Sie lächelte milde. »Und gräme dich nicht wegen der Silbermedaille.«

War es notwendig, dass man andere Schlagzeuger derart entmutigte? Richards Glorifizierung überschritt Grenzen. Alle liebten sie den verdammten Schnösel. Und alle liebten sie sein irrwitziges Palais! Es war nicht zu fassen, dass Miroir allen Ernstes seine Hoffnung in diesen Firlefanz setzte. Dass er glaubte, dort Inspiration zu finden. Wie sollte das möglich sein? Wie sollte man abseits der Welt auch nur eine akkurate Aussage über die Welt zustande bringen, geschweige denn ein bedeutungsvolles Kunstwerk? Als reiner Beobachter hatte man nicht etwa eine Perspektive, von der aus sich die Sachverhalte klarer zeigten, sondern eine Distanz, aus der heraus man nur mehr verschwommen die Konturen sah und im Versuch, sie mit der eigenen Fantasie nachzuziehen und auszufüllen, einen Trugschluss nach dem anderen zu Papier brachte.

Edgar erhob sich. »Nun lasst es aber gut sein!«, sagte er zornig. »Ich geb' zu, dass Richard seine Arbeit zur allseitigen Zufriedenheit erledigt hat. Und dass er durchaus seinen eigenen Stil spielt, will ich auch nicht in Abrede stellen. Trotzdem war es ein einmaliges Ereignis, mit ihm zu spielen, über das wir nicht in dieser Regelmäßigkeit und mit solch lobenden Tönen sprechen sollten. Ich habe den Eindruck, wir glorifizieren seinen Auftritt 'n bisschen.«

Es herrschte betretenes Schweigen, während Edgar die zweite

Hälfte seiner Flasche in einem Zug leerte. Er trat sie mit dem Stiefel so kräftig hinüber zum Kasten, dass sie beinahe zerschellt wäre. Dann beschloss er - obwohl ihn, als er sich ruckartig erhob, ein leichter Taumel überkam -, die anderen ihrem nostalgischen Schwelgen zu überlassen und sich zur Halle zu begeben. Das Konzert musste bereits in vollem Gange sein. Er verspürte, während er durch den Korridor schritt und Bässe lauter wurden, eine immer stärkere Neugier, wen Ventada an diesem Abend als Vorgruppe eingeladen hatte. Er hatte sich bisher nicht dazu durchringen können, sich mit Existence Patchday auseinanderzusetzen, obwohl dem Namen durchaus etwas abzugewinnen war. Es interessierte ihn auch nicht, wer dahintersteckte, er wollte nur sehen, ob Ventada eine vernünftige Entscheidung getroffen hatte. Oft genug entschied sie sich für Bands, die zu gefällige Musik spielten. Sie selbst neigte dazu, elektronische Popmusik zu hören, wenn sie beschwipst war, und jemandem, der in einem Zustand erhöhter Empfindsamkeit auf bunt gefärbten Einheitsbrei zurückgriff, war kaum das rechte Urteilsvermögen zuzutrauen, was eine Vorband für Lielle betraf.

Edgar musste nur einen kurzen Blick auf die Bühne werfen, um zu entscheiden, dass es ausreichte, die Band nur zu hören. Er begab sich träge an den Tresen und verlangte ein Bier, das für die Musiker kostenfrei zur Verfügung stand. Edgar bekam sogleich eine Halbliterflasche des einzigen ihm bekannten Bieres vorgesetzt, das er nicht ausstehen konnte. Er schnaubte verächtlich. Zögerte einen Moment. Dann setzte er doch an, um und zwei, drei tiefe Schlücke zu nehmen.

Falls ihn jemand aus dem Publikum heraus erkannt hatte, hielt er sich von ihm fern. Das war nur verständlich, wenn man bedachte, dass sich Edgar stets darum bemühte, mit seiner Bühnenshow einen gewissen Eindruck zu hinterlassen, einen Eindruck, den man als arrogant und kalt und zynisch bezeichnen mochte. Er verzog die Miene selten, und wenn, dann in Verachtung, leerte Bierflaschen in einem Zug, sobald sich eine günstige Gelegenheit bot, und rührte sich an den Stellen, die das Publikum für gewöhnlich mitrissen, nicht einen Zentimeter. Er starrte, mit dem gelegentlichen Blick aufs Griffbrett, hinab auf das Effektpedal am Boden, vom Publikum halb abgewandt, und konnte minutenlang in dieser Haltung verharren. Er musste in den Augen der Zuschauer in diesen Momenten das Gegenteil von dem verkörpern, wonach die Musik verlangte, und wie eine Person wirken, mit der man ungern Umgang pflegte. Natürlich würde ihn da niemand ansprechen, als er auf einem einsamen Barhocker vor seinem Bier saß und sich mit überkreuzten Armen auf den Tresen stützte.

Was hinter seinem Rücken dargeboten wurde, hätte Edgar als solide Rockmusik mit gelegentlichen Experimenten bezeichnet, hauptsächlich des Schlagzeugspiels. Hart akzentuierte Trommeln begleiteten ein treibendes, durchaus eingängiges Achtelriff, zu denen die meisten anderen Schlagzeuger ohne einen weiteren Gedanken auf einen intensivierten Standardrhythmus zurückgegriffen hätten, und filigrane Beckenwirbel legten sich nicht ungleich den Reflexionen des Mondlichts auf das Moor eines trägen, schleimtriefenden Arpeggios, in dem sich Mollakkord an Mollakkord reihte und den Zuhörer in eine Stimmung äußerster Anspannung versetzte. Alles in allem gefiel Edgar, was er hörte, ohne dass es aber nach Wiederholung verlangte.

Ventada hatte, das musste er zugeben, Geschmack bewiesen, als ihre Entscheidung auf *Existence Patchday* gefallen war, und doch glomm in Edgar etwas Dunkles, Verzehrendes. Als Musiker fiel man leicht einer gewissen Arroganz anheim, wenn man Bands

auf der Bühne sah, die man für schlechter als sich selbst befand. Um es positiver auszudrücken, entfaltete jede kompositorische oder technische Unzulänglichkeit beim unbeteiligten Musiker eine höchst motivierende Wirkung. Angesichts dessen, was die Band auf der Bühne *nicht* darzubieten hatte, fieberte Edgar seinem Auftritt nun mehr entgegen als je zuvor.

Von Enthusiasmus und Tatendrang ergriffen, leerte er das Bier in einem Zug. Als er sich aber auf dem Barhocker halb zur Bühne umwandte, erstarrte all die Passion in ihm zu einem Kern aus Eis, der auf dem harten Stein des Hallenbodens zerschellte: Edgar musste feststellen, in welchem Maße der Funke des Auftritts auf das Publikum übergesprungen war, wie die Begeisterung des schwarzen, schwitzenden Haufens derart loderte, das es schlicht unerklärlich war. Es grenzte an Ekstase: Die einen schüttelten wild ihre Köpfe oder ließen das Haar schwingen, die anderen zeigten Fäuste und Teufelshörner und grölten. Sie grölten wie die besoffenen Seeräuber. Edgar verstand kein Wort; ebenso wenig war für ihn nachvollziehbar, wie man angesichts der zwar guten, doch längst nicht überwältigenden Musik nur in einen solchen Zustand geraten konnte. »Man hat mehr Freude an Kunst«, knurrte Edgar mit einem bitteren Grinsen auf dem Gesicht und einer leeren Bierflasche in der Hand, »wenn man nichts davon versteht.« Zu erleben, wie Menschen sich an Unterhaltungsmusik erfreuten, war Edgar jedes Mal ein Stich ins Herz.

Von einem Ansturm konnte nicht die Rede sein. Als Edgar seinen Blick über das wartende Publikum schweifen ließ, stellte er fest, dass viele mehr oder weniger bekannte Gesichter darunter waren. Vielleicht hätte er nicht derart harsch gegen Miroirs Vorschlag wettern sollen, stärker für die Veranstaltung zu werben. Auf der

anderen Seite sprach nichts dagegen, gelegentlich für *alte Bekannte* zu spielen, wenngleich viele von ihnen auch diesmal nicht verstehen würden, worum es bei einer künstlerischen Darbietung wie dieser eigentlich ging.

Mechanisch und ohne dass sich ein Gefühl der Befreiung in ihm regte, schlug Edgar den ersten Akkord des ersten Stücks an und ließ ihn in der Halle herumwabern, bis er sich nach und nach in ein hysterisches Kreischen aus Eisen, Frost und Rauch verwandelt hatte. Edgar blickte in die Augen der wartenden Menge, und als der Schlagzeuger einzählte, sehnte er bereits das Ende des Auftritts herbei.

Irgendetwas, das genau jetzt, da Hauch beschworen und Sturm entfesselt werden sollten, quicklebendig hätte sein müssen, war wie tot in ihm. Kaum mehr Herr seiner Sinne, verfiel Edgar, der zwar ein hervorragender Gitarrist, doch ein mittelmäßiger Musiker war, auf die Idee, zu improvisieren, um das, was in ihm entschlafen zu sein schien, mit letzter Kraft wiederzuerwecken.

Die Band spielte einige ihrer alten Stücke – *Nicht wirklich Leben, Puls* und *Elegie in Eden* –, gefolgt von dem einzigen Stück mit Gesang. Es trug keinen Titel; wenn sie als Band darüber sprachen nannten sie es *Niéves Song*, da diese die Lyrik geschrieben hatte. Worum es ging, war Edgar unverständlich geblieben, doch für ihn zählte ohnehin vielmehr die Ahnung eines bestimmten Gefühls, das der Song in ihm auszulösen vermochte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte Ventada ebenso gut zufällige, doch bedeutungsschwere Wörter aneinanderreihen können, solange es nur einen emotionalen Effekt erzielte. Kohärenz und Kohäsion waren nichts, worauf er Wert legte.

Ventadas versierter, durchdringender und Fleurs authentischer, fragiler Gesang wechselten sich zu unregelmäßigen Zeitpunkten

ab, nicht ungleich einem gravitätischen Spiel aus Schatten und Licht zwischen der peruanischen Piratin, finster geschminkt und in lässiger, verschlissener Kluft, und der blassen Prinzessin – die sich mit Outfit und Make-up alle Mühe gegeben hatte –, ehe sie sich in einem hervorberstenden Finale zu einem intensiven, doch gleichwohl intimen Schleier aus tief empfundenen Worten und den warmen, ätherischen Halleffekten vermischten, der selbst Edgar zuweilen eine Gänsehaut bescherte.

Edgar, der sich abseits aufhielt, spielte gut, ja, exzellent sogar. Er riss die Synkopen herauf wie ein Wolf die Eingeweide aus seiner Beute, und er gab sich den Stürmen des Schlagzeugs hin, als wäre er selbst in Gänze Sturm. Dann, ohne nur eine Sekunde zu zögern, ließ er die Flammen einer plötzlichen Inspiration in sich emporzüngeln wie nie zuvor: Was er wie mit der wachsenden Verzweiflung eines Todesflüchtigen zu den rhapsodischen Reisen hinzuersann, die ihm so vertraut waren, gelang ihm in einer Vollkommenheit, dass die anderen ihm, als er mit unsicherem Grinsen verstohlen in die Runde blickte, anerkennende und ermutigende Blicke zuwarfen. Das war es, was Edgar gebraucht hatte. Die Glut in seinem Herzen war neu entfacht, und ehe er sich's versah, spielte er seine Gitarre mit einer Leidenschaft, wie er sie nie zuvor an den Tag gelegt hatte, wie er sie nie aufzubringen vermocht hatte, obwohl er es wollte, mehr als alles andere auf der Welt. Denn Kunst, fand Edgar, die keine persönliche Offenbarung war, den Künstler bei ihrer Vorstellung nicht in eine gewisse Verlegenheit brachte, war ohne großen Wert. Und da es in Edgars Leben nicht viel gab außer der Kunst und er sich über diese zu definieren glaubte, spielte er die Saiten mit einer derartigen Passion und Verve, als wäre es das letzte Mal, dass sich ihm die Chance bot. Er schien sich in den Sphären der Musik aufzulösen wie Rauch im kalten Himmel,

schien diesen Welten zu entgleiten und sich über sie zu erheben wie der Geist eines sich opfernden Gottes.

Die letzten Stücke des Konzerts stammten vom aktuellen Album: Zeichen von Herbst. Sie spielten Ein Hauch Vergänglichkeit und Abendlyrik, jeweils über sechs Minuten lang, und zum Schluss Ewiglich, eine anspruchsvolle Komposition, die Teile aller vorhergegangenen Stücke des Albums in seinen Themen aufgriff und in ein Schlussriff überging, das sich Variation um Variation über viele Minuten erstreckte und das Konzert schließlich abschloss, indem ein Instrument nach dem anderen ausstieg, bis nur mehr Edgar übrig war, der den letzten Akkord zitternd verklingen ließ.

Nach dem Auftritt drängte das Publikum an den Rand der Bühne. Eine Flut des Lobes ergriff ihn, ohne dass sich Edgar dieses Lob zu Herzen nahm. Er hatte einer zahlenden Meute gegeben, wonach sie wirklich gedürstet hatte; das war in seinen Augen die Aufgabe des Künstlers. Und dennoch, hatte er nicht die Erwartungen, die an ihn gestellt wurden, in einem solchen Maße übererfüllt, indem er die plötzliche Unfähigkeit überspielte, die Hingabe zu kanalisieren, dass ihm die Akkolade zustand? Machte es ihn nicht zu einem besseren Künstler? Oder machte es ihn vielmehr zu einem Schwindler, der das Dargebotene gar nicht aufrichtig gefühlt hatte?

Für das Publikum schien es nicht die geringste Rolle zu spielen. Als die Menschenmenge sich zerstreute – einige drängten hinaus, um sich bei frischer Luft oder einer Zigarette zu unterhalten oder zu verabschieden, andere verblieben in der warmen, dumpfigen Halle und stellten sich für ein letztes Bier an –, machte sich Edgar daran, sich um seine Gerätschaften zu kümmern. Als er das Effektpedal ausschaltete, das den Gesang seiner Gitarre in die

höchsten Sphären getragen hatte, und die Kabel herauszog, trat jemand in schwarzen Stiefeln neben den Silberkoffer. Edgar blickte hinauf. Es war ein Mädchen in Jeans, verblichen und mit aufgerissenen Knien. Das Girly-Shirt klebte ihr an der Haut und zeigte die schlanke, die hagere Figur; den verschnörkelten Schriftzug konnte Edgar nicht entziffern.

»War das eine Improvisation?«, fragte sie.

Edgars Mundwinkel verzogen sich zu etwas, das einem Grinsen nahekam. »Aye«, antwortete er nicht ohne Stolz, »'ne Improvisation.« Mit feuchten Fingern wickelte er das Kabel auf. Das bevorstehende Urteil einer Unbekannten ließ eine ungeahnte Anspannung in ihm aufsteigen.

»Das war grandios«, sagte das Mädchen mit ergriffener Stimme. »Irgendwie unbeherrscht, aber stimmig – so kann einfach nichts klingen, das schon mal geprobt wurde.« Sie hockte sich zu ihm. »Weißt du«, sagte sie leiser, »es fällt mir nicht leicht, mich mitreißen zu lassen – das war schon immer so und ist in letzter Zeit nicht besser geworden –, aber ihr habt es fast geschafft.«

Edgar bedankte sich. Aufrichtig. Dieses Mädchen erweckte den Eindruck, als wüsste sie, wovon sie sprach. Zumindest schien ihm die Beschreibung dessen, was er, wenn man so wollte, *abgeliefert* hatte, nicht unzutreffend. Sie machte einen nicht unbesonnenen Eindruck, ja einen erwachsenen, obwohl sie, was die Erscheinung betraf, nicht älter als fünfzehn wirkte. Manche, dachte Edgar, bewahrten ihre Jugend besser als andere. Er erhob sich nicht ungleich eines gebrechlichen Mannes, Effektpedal und Kabel in der Hand, und fragte nach dem Namen.

»Aske«, antwortete das Mädchen. Edgar hielt inne. »Komischer Name. Und weiter?« »Aske Morgenroth.« »Aske Aske Morgenroth, so so«, scherzte Edgar. »Ist mir 'ne Freude. Backstage gibt's Bier, wenn du willst. Soll sich ja auch lohnen, 'nem Künstler 'n Kompliment zu machen, was?«

Aske deutete eine Verbeugung an. »Die Einladung nehme ich gern an. Kann man dir beim Tragen helfen?«

Edgar drückte dem Mädchen namens Aske seinen Gitarrenständer in die Hand und wies sie an, ihm zügig zu folgen. Er hatte es eilig, fortzukommen, ehe vielleicht ein weiterer Enthusiast, der weniger schmeichelnd und attraktiv als dieses Mädchen war, ihn ins Gespräch verwickelte. Vor allem aber sehnte er sich nach der Ruhe des Ateliers und nach dem nächsten Bier. Das Mädchen und er drängten sich vorbei an der Schlange, die sich an der Theke gebildet hatte, und entkamen unbehelligt.

»Solche Abende«, sagte Aske, während sie den Korridor entlanggingen, »sind es, wofür einige Menschen leben. Für die seid ihr, die ihr derart ergreifende Musik spielt, so was wie Helden.«

Edgar schüttelte den Kopf. »Heutzutage«, antwortete er, »gibt's gar keine Helden mehr. Im Zeitalter der Voyeure wird uns klar, dass niemand perfekt ist. Es gibt keine Möglichkeit mehr, die Illusion aufrechtzuerhalten. Vielleicht kannste 'n paar Jahre 'n erfolgreiches und bewundernswertes Leben führen, aber dann erwischt es dich. Dann wirste für 'n kurzen Moment menschlich, das heißt: schwach. Dann zerreißt sich alle Welt das Maul darüber, wozu du dich hast hinreißen lassen. Dein Name, dein Werk, deine Perfektion – auf ewig gebrandmarkt. Nur 'n weiteres vergeudetes Leben. Aber wie dem auch sei, lass uns 'n Bier trinken, okay?«

Als sie in den Backstagebereich traten, fanden die beiden mitnichten jemanden von *Lielle* vor, sondern zwei Mitglieder der Vorgruppe, die sich eines von Fleurs Gemälden ansahen. Sie unterhielten sich lautstark und lachten; einer von ihnen verschüttete sein halbes Bier auf dem staubigen Fußboden. Als die Tür zufiel, wandten sie sich um.

»Ah, sieh an!«, rief der mit dem Bier. Er trug eine rote Baseball-kappe und ein weißes, durchgeschwitztes Unterhemd. Von den Tätowierungen, die seine Arme bedeckten, konnte Edgar kein einziges erkennen; es schien sich um nicht mehr als eine Ansammlung verschiedener Farben zu handeln, ein abstraktes Geschmiere auf Haut. »Der Held des heutigen Abends! Das war kein so schlechter Auftritt, mein Lieber.«

»Danke«, knurrte Edgar.

»Ein bisschen *too much* vielleicht«, sagte der andere, dessen Gesicht voller Metallringe war. »Aber das kann leicht passieren. Es ist ein schmaler Grat zwischen authentischer Leidenschaft und hyperbolischer Dramatik.«

Der Tätowierte stimmte dem zu. »Als markantes Stilmittel ist es sicherlich okay.«

»Wie dem auch sei«, sagte der Gepiercte, der Edgars irritierten Blick registriert hatte. »Habt ihr denn vor, den aktuellen Stil beizubehalten? Das ist, ich sage mal: atemberaubende Musik, klar, aber als ich eure Alben durchgehört habe – na ja, ein bisschen durchgespult jedenfalls –, fiel mir auf, dass ihr euch im Laufe der Jahre kein bisschen weiterentwickelt habt. Verstehst du, was ich meine? Wenn du dir unsere Alben anhörst, wirst du feststellen, dass keins wie das andere klingt. Aber wahrscheinlich wollt ihr euren Wahnsinnserfolg nicht aufs Spiel setzen, oder?« Sein Gelächter hallte laut wider und wirkte aufgesetzt. »Nichts für ungut«, fügte er mit erhobenen Händen hinzu, als Edgar das Lachen seinerseits verweigerte. »Ich dachte nur immer, ein echter Musiker hat das Bedürfnis, sich auszuprobieren.«

Edgar stand da wie angewurzelt, die Augen zusammengeknif-

fen und die Hände zu Fäusten geballt. In seinem Geist riss er eine Schublade nach der anderen auf und durchwühlte sie in einer blinden Wut, ohne dass er die richtigen Worte fand, die Häme zu vergelten. Dies war nicht der Zeitpunkt, sich mit Halbherzigkeiten zu begnügen; was er brauchte, waren kraftvolle, zielsichere Provokationen und Affronts, um diese Dilettanten nicht nur zu bezwingen, sondern sie so zu treffen, dass ihre leeren Plastikherzen unter der Wucht des Aufpralls barsten. Er wollte nichts mehr als ihre vollständige Vernichtung.

Doch es war Aske, die vortrat. »Was fällt euch ein«, begann sie, ein wenig lallend, »so über die Band zu sprechen, die euch diesen Abend ermöglicht hat?« Es mochte der Alkohol sein, der aus ihr sprach: »Ich hatte noch nie von euch gehört und gab euch trotzdem eine Chance. Das ist keine Selbstverständlichkeit; ich finde so was wie bedingungslosen Respekt gegenüber« – sie setzte mit den Fingern Anführungszeichen – »»Künstlern« wie euch eine beschissene Idee.« Das aufgebrachte Mädchen verzog das Gesicht. »Was meint ihr, wie ich euch einschätze? Mal ehrlich: Kann jemand, der nach Musik mit einer Wirkung sucht, Gefallen an euren erbärmlichen Popsongs finden? – Na?«

Einer der Einfaltspinsel setzte zum Sprechen an, doch Aske erhob die Stimme:

»Und wenn du mir erzählen willst«, spie sie ihm ins Gesicht, »dass eure Intention eine ganz andere sei, warum kamt ihr dann überhaupt hierher? Warum raubt ihr jemandem wie mir die Zeit? Ihr hättet die Anfrage ablehnen müssen, ihr ignoranten Affen.« Sie tat einen Schritt auf die beiden zu und drückte dem Tätowierten den Zeigefinger aufs Brustbein. »Euch fehlt der Mut«, schrie sie, »es mit richtiger Musik zu versuchen, so sieht es nämlich aus. Ihr habt eine Heidenangst davor«, sagte sie und schlug die Faust aufs

Herz, »euch zu offenbaren, um etwas von Bedeutung zu schaffen. Nur Feiglinge verstecken sich hinter so einem Geplänkel.« Es war langsam und eindringlich, dass sie raunte: »Abschaum.«

Edgar räusperte sich. »Komm, lass gut sein«, sagte er und legte Aske die Hand auf die Schulter. Er war nicht wenig überrascht ob ihrer eifrigen Kritik. Selbst er hatte die Musik der Vorband für zumindest akzeptabel befunden; war er zu nachsichtig gewesen, weil es Ventada war, die diese Wahl getroffen hatte? Nun galt es jedenfalls, Härte zu zeigen, um vor Aske nicht wie ein gleichermaßen oberflächlicher Trottel dazustehen. »Tiefe«, grollte er den Stümpern entgegen, »erreicht man nicht, indem man an mehreren Stellen gräbt. Wir spielen die Musik, die sich uns aufzwingt, ihr dummen Wichser, und nicht irgendwelche Trivialitäten, die nur den Leuten gefallen sollen.« Seine Wut kaum mehr unter Kontrolle, streckte den Arm Richtung Tür. »Und jetzt verpisst euch«, drohte er, »oder ich hau' euch ein paar aufs Maul. Ihr habt hier nichts zu suchen.«

Und ohne einen weiteren Ton krochen der Beschmierte und der Durchlöcherte zur Tür und hinaus. Edgar und Aske warfen sich einen Blick zu, der sagte: Gute Arbeit. Einen Blick, der von gemeinsamem Verständnis sprach, von Allianz. Sie nahmen auf zwei Sesseln Platz, die sich in geringem Abstand gegenüberstanden. Edgar öffnete zwei Flaschen Bier mit dem Feuerzeug und reichte seiner Mitstreiterin eine davon. »Möge es nützen«, sagte er.

Aske Morgenroth hatte ihn, so kurz nach der ersten Begegnung, tief beeindruckt. Edgar fragte sich, ob ein Teil ihrer Tirade dem Alkohol zuzuschulden war. Besonders betrunken wirkte sie nicht; wie sonst aber sollte das fragile Geschöpf den Mut aufgebracht haben, den Ignoranten in einer Deutlichkeit die Meinung zu sagen, die selbst Edgar die Sprache verschlagen hatte?

Aske nippte, ein wenig zitternd, an der Flasche, während sie sich im Raum umsah. »Inspirierendes Atelier«, befand sie. Sie gab sich alle Mühe, ruhig zu wirken. »Dieses urban-heruntergekommene Flair, das ist genau mein Ding.«

Edgar nickte bedächtig. »Ja, ja«, sagte er. »Da hat die liebe Fleur 'n bisschen Glück gehabt mit der Familie. Auf dem Papier gehört dieses Atelier ihrem Großvater väterlicherseits. Von ihm hat sie das mit der Malerei. Er kann's leider nicht mehr, seit ihm die Hand gelähmt ist. Deshalb unterstützt er das Talent der Enkelin, wo er nur kann.«

»Es muss schwer sein«, meinte Aske, »sich gewissermaßen selber im Weg zu stehen bei dem, was man liebt. Wenn der Körper plötzlich nicht mehr tun kann, wonach sich der Geist verzehrt.«

Edgar aber winkte ab. »Er hat die Malerei zwar sehr gemocht, sie aber nie als was anderes als sein Hobby betrachtet. In diesem Fall isses also halb so wild.«

»Mhm«, machte Aske. »Ich schätze, da ist was dran.« Sie dachte einen Moment nach. » Und Fleur?«

»Und Fleur was?«

»Na, nimmt sie die Malerei ernst?«

Edgar lachte. »Sieh dich doch um!«, sagte er mit einem Handschweif. »All diese Gemälde stammen von ihr. Und so was malt man einfach nicht, wenn man's nicht ernst nimmt.«

Aske sah sich abermals um, und Edgar folgte dem Blick: An jeder Wand hingen Gemälde, dass kaum noch Platz für weitere war. Es lehnten Gemälde an Wänden, Tischen und Stühlen, hölzern, silbern oder schwarz gerahmt, größtenteils abstrakt und schwierig zu deuten. Edgar mochte einige Ideen haben, wenn er die Werke betrachtete, doch hatte er keinerlei Zweifel, dass sich Fleurs tatsächliche Intention tiefer verbergen musste, so tief, dass er sie mit

seinem begrenzten Wissen über die Malerei nie würde ergründen können. Doch auch darauf kam es Edgar nicht an: Auch diese Form der Kunst war in seinen Augen mitnichten mehr wert, wenn er sie zu deuten verstand, im Gegenteil: Kunst, die sich auf den ersten Blick erschloss, taugte nichts, fand er. Hochwertige Kunstwerke offenbarten sich entweder erst nach vielen Jahren in einem glücklichen Geistesblitz – oder nie.

Aske und Edgar schwiegen; es wollte ihnen nicht gelingen, ein neues Thema zu finden, und so verbargen sie sich hinter dem Eindruck, in Gedanken verloren zu sein, und tranken Bier, bis der Rest der Band auftauchte. Aske sprang auf, als sie hereinkamen, und ihre Kühnheit wich einer Ehrfurcht, die kaum mitanzusehen war. Es hätte Edgar nicht gewundert, wenn das Mädchen vor ihren Helden auf die Knie gefallen wäre, doch glücklicherweise beschied sie sich mit einem Schwall lobender Worte.

Die Band ließ es über sich ergehen und bedankte sich; Edgar hielt es für merkwürdig, dass die anderen nicht einen Anflug von Verlegenheit zeigten, als wäre Askes präzise begründete Hochschätzung eben genau die Reaktion, mit der sie gerechnet hatten. Grenzte nicht auch das an Arroganz? Oder stellte es lediglich die adäquate Selbsteinschätzung dar? Edgar spülte die unwillkommenen selbstkritischen Gedanken, die seine im Großen und Ganzen positive Stimmung zu trüben drohten, wie gewohnt mit einem gebührenden Schluck Bier hinunter: der Medizin seiner Wahl beim akuten Anfall von Zweifel.

Askes Aufmerksamkeit galt von nun an den übrigen Bandmitgliedern. Edgar fragte sich, ob es an seiner Persönlichkeit lag, dass Aske sich nicht länger auf ihn fixierte, obwohl er derjenige ist, der sie eingeladen hatte. Er spürte, wenn er ehrlich war, ein gewisses Maß an Eifersucht, doch war er fest entschlossen, sich über eine derart schlichte Missstimmung zu erheben. Er versuchte, zu akzeptieren, dass Aske nur mehr Augen für Miroir zu haben schien, obwohl zweifelsohne Edgar der Gitarrist des Abends gewesen und Askes Ansprüchen, was die künstlerische Inbrunst betraf, mehr als gerecht geworden sein musste.

Möglicherweise gab Miroir tatsächlich eine bessere Artist Persona ab als ein unbeherrschter, betrunkener Wirrkopf wie Edgar. Sei's drum, dachte ebendieser. Waren nicht viele der größten Künstler zeitlebens unverstanden und ungeliebt geblieben?

»Es ist spät«, sagte Aske, als das Gespräch so etwas wie einen latenten Schlusspunkt erreichte. »Ich fürchte, das war's für heute Abend.«

»Musst du wirklich schon los?«, fragte Fleur. »Wir könnten dich später nach Hause bringen.«

»Das ist nett«, sagte Aske, »aber es war ein langer Tag für mich.«

Miroir reichte ihr die Hand. »Es war mir ein Vergnügen«, sagte er. »Auf bald, hoffe ich.«

»Tja, das war sie also«, sagte Ventada, nachdem die Tür hinter Aske zugefallen war. »Aske Leonora Morgenroth. Das vierundneunzigprozentige Mädel.«

»In der Tat«, antwortete Miroir. »Das war sie.«

Fleur blickte von der Seite zu ihm hinüber, das Lächeln vielund gleichzeitig doch nichtssagend.

Edgar verstand nicht, wovon die anderen sprachen. » Was bitte war die Kleine?«

»Ehrlich gesagt«, fuhr Ventada fort, »hat sie gar keinen so schlechten Eindruck gemacht, auch wenn sie ein bisschen zu viel quasselt. Ich will ihr eine faire Chance geben, sich zu beweisen. Aber nur diese eine. Finden wir heraus, wann und wo wir ihr das nächste Mal begegnen könnten. Aber eins sage ich dir: Wenn sie mich am Ende nicht überzeugt, musst du damit leben.« Ein schiefes Lächeln zog kurz über ihre Lippen und verflog. »Ich meine es ernst, mein Lieber. Ich werde nicht mitansehen, wie du dich an eine Hoffnung klammerst, von der ich weiß, dass sie sich nicht erfüllen wird.«

Miroir nickte. »Einverstanden«, sagte er. »Ich bin überzeugt davon, dass auch du es beim nächsten Mal sehen wirst.«

»Ich will's hoffen. Für uns alle.«

Edgar erhob die Stimme. »Wovon, verflucht noch mal, faselt ihr denn da?!«

Sie hatten einige Male versucht, ihn zu erreichen. Sicher aus rein praktischen Gründen. Ach, scheiß drauf, dachte Edgar. Die kamen allein zurecht. Sie würden im Atelier genügend Platz finden, das Equipment zu verstauen, und Ventada konnte ein Taxi nach Hause nehmen.

Er kurbelte das Fenster herunter und lehnte sich hinaus. Der Fahrtwind schnitt über sein Gesicht; er schnitt durch den Bart und über die raue Haut und durch das fingerlange Haar, das davon noch mehr zerzaust wurde, als es bereits war. Edgar fuhr mit zu hoher Geschwindigkeit und zu geringer Aufmerksamkeit, doch was geschehen mochte, mochte geschehen. Die Nacht war kalt, und Edgar war es irgendwie auch. Er spürte eine Ahnung von Niedergang, die ersten Zeichen von Herbst, doch war die Zukunft für ihn in diesem Moment nicht mehr als ein abstraktes Konzept. Er hatte seine Sorgen in einer kleinen Schachtel verstaut, außer Sichtweite.

Die sphärische Zerre von Postrockgitarren erfüllten den Innen-

raum des Variant. Obwohl Edgar eine freudige Anspannung, vermischt mit einem vagen Gefühl von Freiheit hätte verspüren sollen, als er mit einem schwachen Nachgeschmack von Anis im Mund durch die Nacht raste, in der noch viel der Spätsommernächte lag, fand er in sich nichts als Leere. Er empfand nichts mehr, wenn er an diesen Abend zurückdachte, an seine Motivation und seine Performance, an den Beschmierten und den Durchlöcherten oder an Aske. Nichts, wenn er sich ausmalte, wie er sich zu Hause mit schlaffen Gliedern in die Federn fallen lassen und der Stille lauschen würde, bis er in einen tiefen Schlaf versank.

Edgar kurbelte das Fenster wieder hinauf. Er saß in einem Metallkasten, der dumpf vor sich hin rauschte, auf dem Weg zu einem vernünftigen Ziel. Das war alles, was für ihn zählte, und er stellte fest, dass in der bescheidenen Perspektive etwas Beruhigendes lag. Edgar wollte lächeln, denn er empfand es als einen Triumph, eine Errungenschaft, wenig von der Zukunft zu erwarten, den Punkt erreicht zu haben, da er alles, was nicht schlecht war, bereits als gut empfand. Doch er lächelte nicht. Es bestand kein Grund zu lächeln. Ein Lächeln für sich allein bewirkte keine Veränderung, und wenn es das getan hätte, wäre Edgar diese Veränderung mit hoher Wahrscheinlichkeit gleichgültig gewesen. Er konnte kein Feuer mehr brauchen, meinte er, wenn er selbst Eis war. Der Jammer des irdenen Daseins war überwunden, die aussichtslose Suche nach Glück endlich abgebrochen. Er war Eis, das vielleicht einst Wasser hatte sein wollen - die Essenz des Lebens -, doch sich nicht länger der diffusen Hoffnung hingab, Wärme zu finden. Es war wie eine entartete Form von Freiheit, die Edgar an diesem Abend kennenlernte, als er betrunken nach Hause fuhr. Als plötzlich einfach alles auszuhalten schien.

Am nächsten Morgen aber, als Edgar auf den kalten, harten Fliesen seiner Küche erwachte, schien nichts mehr auszuhalten.

Da stand sie vor der Kamera: Dunkelbraunes Haar, zu einem Seitenscheitel gekämmt, glatt bis in die Spitzen, die ihr wie Seide über die Schulter fielen. Sie trug eine bernsteinfarbene Sonnenbrille und eine schwarze Lederjacke über dem T-Shirt einer Black-Metal-Band, deren Schriftzug Kaori nicht entziffern konnte, bleiche Jeans mit offenen Knien und schwarze Sneakers mit grauer Sohle. Aske war ein schmales Mädchen, ein dürres Mädchen beinahe, einen halben Kopf größer als Kaori und in den Augen des Durchschnitts vielleicht nicht von unmittelbarer Schönheit, doch auf ihre eigene Art hübsch. Kaori bevorzugte andere Mädchen, solche über eins siebzig und über Körbchengröße B, die sich stärker schminkten als Aske, doch zuweilen waren es, wie sich unzweifelhaft bewiesen hatte, die inneren Werte, die zählten: Aske war, alles in allem, von schüchterner Natur, doch ab und zu - in ihren besten Momenten, wie Kaori fand – konnte sie eine unerwartete und hinreißende Coolness an den Tag legen.

Aske neigte zur Überpünktlichkeit; heute war sie eine Viertelstunde zu früh. Dennoch war es nicht ohne Ungeduld, dass sie sich das Haar hinters Ohr strich, das Shirt auf Gürtelhöhe glattzog und die Lippen verzog. Es war ein vertrauter Anblick, doch in diesem Moment seltsam irreal.

Kaori, ein drahtloses Headset auf dem Kopf, räusperte sich zu einer Begrüßung, brachte jedoch kein Wort heraus. Sie klickte auf den Button mit der Aufschrift »Öffnen«, den das ansonsten mini-

malistisch gestaltete Interface der Haustürsteuerung ihr so unübersehbar präsentierte, als stellte er die einzige akzeptable Option dar, wer immer auch um Einlass bat.

Eine Tastenkombination wechselte den Kanal. »Sorry, Jungs«, sagte Kaori und nahm die Brille ab, »ich krieg' wichtigen Besuch. Kann sein, dass ihr 'n Weilchen ohne mich auskommen müsst. Keine Angst, ist kein Date«, sagte sie und kicherte leise. »Jedenfalls kein richtiges.« Sie nahm die Kopfhörer ab und richtete das Oberteil. Die dicken Nerds, von denen sie sich Tag für Tag angaffen ließ, waren ihr viel zu wichtig geworden! Aber wie sollte man es verhindern, selbst die größten Versager liebzugewinnen, wenn man von ihnen verehrt wurde?

Kaori hatte mit dem Streamen begonnen, als sie vierzehn Jahre alt war. Trotz oder gerade wegen des Alters hatte sie es anfangs entschieden darauf angelegt, die Fantasie ihrer Zuschauer anzuregen. Sie musste im strengen Rahmen der Richtlinien kreativ werden, um ihr Ziel zu erreichen, und war stolz auf den Einfallsreichtum, den sie zuweilen an den Tag gelegt hatte. Aske hatte harsche Kritik geübt, als sie davon erfuhr, und diese Freizeitbeschäftigung nie akzeptieren können. Schließlich löste sich das Problem von selbst, als Kaori mit fünfzehneinhalb das Interesse daran verlor, anonymen Zuschauern im Internet ihre Zeit zu opfern, und dazu überging, den direkten Kontakt zu suchen.

Nun aber, weitere anderthalb Jahre später, war sie rückfällig geworden. Sie war zu dem Schluss gekommen, dass das Eine das Andere mitnichten ausschloss, und verbrachte von Neuem ihre Zeit damit, vor der Webcam zu kauern und Computerspiele anzutesten, wobei deren Inhalte und Kaoris spielerische Fähigkeiten wie zuvor von zweitrangigem Interesse waren.

Während Aske, die von der neuen Entwicklung nichts ahnen

konnte, eintrat und die Treppen in den dritten Stock emporstieg, schloss Kaori alle verdächtigen Programme. Für einen Moment ließ sie sich in den Stuhl zurücksinken und nippte an einem Glas mit Met.

Das Glas, hübsch verziert, sprenkelte die aufgehende Sonne golden und feurig an die Zimmerwände, mehr Bild als Wand, voller Erinnerungen aus einer, wenn auch so lang gar nicht zurückliegenden, doch ganz anderen Zeit. Einer Zeit, in der Aske und Kaori andere Mädchen waren, Mädchen, die, obwohl verschieden wie Tag und Nacht, wie die zwei Seiten einer Medaille schienen, wie Yin und Yang zusammengehörten, wenngleich Kaori diese Vergleiche unerträglich kitschig fand. Wie die Hälften eines Doppelalbums vielleicht, dachte Kaori, und das gefiel ihr besser. Das hatte etwas Künstlerisches, zumindest Kunstnahes, und würde auch Aske gefallen. Sie ergänzten einander wie zwei Alben, die sich im Stil – und optisch – deutlich voneinander unterschieden, durch ein gemeinsames Konzept jedoch überzeugend miteinander verknüpft waren.

Aske und Kaori hatten sich in der siebten Klasse kennengelernt, kurz nachdem Kaori mit ihrer Mutter in die Stadt gezogen war. Schnell waren sie beste Freundinnen geworden – obwohl sie es, nicht unbedingt typische Mädchen, vermieden, sich gegenseitig als solche zu bezeichnen. Nur selten und unter Einfluss von Alkohol kam es vor, dass eine der jeweils anderen gegenüber das Ausmaß der Zuneigung zum Ausdruck brachte, und meist lautete die Antwort sinngemäß: »Du bist vielleicht betrunken!«

Die Gespräche beschränkten sich zum größten Teil auf Gespräche unter vier Augen; in Anwesenheit anderer, selbst im Kreise von Freunden – derer Kaori eine beachtliche Anzahl um sich zu scharen verstand, wenngleich diese Freundschaften als äußerst ober-

flächlich zu bezeichnen waren –, vermittelten die Freundinnen für gewöhnlich nicht den Eindruck, einander mehr als flüchtig zu kennen.

Kaori leerte das Glas und begab sich zur Tür, um Aske gerade zur rechten Zeit zu öffnen.

Es stellte sich heraus, dass nicht nur Kaori dieser Begegnung entgegengefiebert hatte: Aske, die für gewöhnlich reservierter Natur war, fiel Kaori um den Hals und drückte ihr einen Kuss auf die Wange, dann zwei weitere, die kürzer waren – ein Morsezeichen aus Küssen. »Schön, dich wiederzusehen«, sagte sie mit einem Strahlen. Sie klappte die Sonnenbrille ein und hing sie sich in den Ausschnitt.

»Finde ich auch«, antwortete Kaori irritiert. Sie war, wie es selten vorkam, überfordert mit der Situation und mit dieser Überschwänglichkeit, die Aske an den Tag legte. Sollte sie es ihr gleichtun? Wie viel Euphorie war sie zu offenbaren bereit? Und gab es nicht irgendetwas zu sagen, für das sich jetzt – und nur jetzt – die richtige Gelegenheit bot? Die Gedanken entglitten ihr.

»Setzen wir uns doch«, schlug Aske vor, die Kaoris Unbeholfenheit mit einer Mischung aus Irritation und Belustigung beobachtet hatte.

Sie nahmen auf dem Sofa im Wohnzimmer Platz. An diesen Wänden hingen Fotos von Menschen mit Bier- und Weinflaschen in der Hand. Alle lachten. Wie jung sie da waren! Manche hielten sich für betrunken, obwohl sie kaum das erste Bier geleert hatten, manche für verrückt, obwohl sie nichts weiter taten, als die Ausgelassenheit ein wenig zu genießen. Manche mochten glauben, sie erlebten den aufregendsten Abend ihres Lebens, als sie Grimassen in die Kamera schnitten, die Arme umeinandergelegt, auf irgendeiner Sitzbank in irgendeiner Kneipe oder auf dem Bürgersteig vor

jemandes Elternhaus. In einigen Fällen war das vielleicht so.

Aske ließ den Blick weiter schweifen. Ja, zu Recht legte sich dabei ein Lächeln auf die Lippen: Die Wohnung war von einer eleganten Ästhetik, an der sich Kaori selbst noch immer nicht sattgesehen hatte. Es überwogen Weiß und Grau mit Akzenten in Form von Holzvertäfelungen. Der Raum, in dem sie saßen, stellte einen Verbund aus Wohn- und Esszimmer dar. Den Mittelpunkt des Essbereichs bildete ein Tisch aus Massivholz mit vier passenden Stühlen drumherum und passenden Schränken für Gläser und Geschirr. Im Wohnzimmer war es ein ovaler kadmiumgelber Teppich mit einem weiteren Tisch, einem Sofa und einem Sessel darauf, der aussah wie eine kleine sonnige Insel im dunkelgrauen Fliesenmeer. Die Fläche des Tischs bildete eine Glasplatte in Form eines Blattes, die auf Adern aus Aluminium ruhte. Etwas abseits fand sich, als dritte Option für Gäste, der Stehtisch, ein Überbleibsel aus Zeiten, in denen Kaori regelmäßig zu sich eingeladen hatte. Eine zylinderförmige Lampe mit beigefarbenem Schirm warf über alles ein diffuses, warmes Licht.

»Ziemlich nette Bude, was?«, fragte Kaori in einem Tonfall, der einen gewissen Stolz nicht verbarg. »Tja, da musste ich ganz schön meinen Charme spielen lassen, um sie zu bekommen, aber am Ende hat Paps alles gekauft, was ich wollte.« Sie grinste breit. »Wie immer, was?«

Die über den Laminatboden verteilte Wäsche – ein abstraktes Werk aus Oberteilen in Rot-, Pink- und Violetttönen, Jeanshosen, Höschen von *Huntress* und geringelten Kniestrümpfen – tat dem Gesamtbild einen gewissen Abbruch, doch durfte Kaori davon ausgehen, dass die Freundin darüber hinwegzusehen vermochte. Kaori hatte sich für einen Moment der Idee anheimgegeben, durch diese Art der Unordnung eine Atmosphäre der Vertrautheit

zu schaffen. Natürlich war das eine Ausflucht gewesen; in Wahrheit hatte sie aus reiner Bequemlichkeit nicht aufgeräumt.

»Also, was sagst du?«, fragte Kaori.

»Es gefällt mir gut«, antwortete Aske. »Modern, aber nicht ungemütlich. So wie du«, fügte sie schmunzelnd hinzu. »Nur, warum bist du umgezogen?«

Kaori zuckte eine Schulter. Vor dem Fenster zogen graue Wolken entlang, zügig, unterwegs in die Ferne. Kaori hatte nicht die geringste Lust, die Geschichte zu erzählen, wie die Beziehung mit einem ihrer letzten Freunde in die Brüche gegangen war und wie sie anschließend keine Ruhe mehr vor ihm gefunden hatte. Wie sie sich nicht mehr hinauswagte und sich entschloss, in einer Nacht- und Nebelaktion die Flucht zu ergreifen. Wie sie bei einer Freundin untergekommen war, von der Aske nicht viel hielt, und über diesen und jenen Umweg an die neue, ihre zweite Wohnung gelangt war. Es war eine zähflüssige Geschichte, die zu erzählen sich nicht lohnte. »Ärger mit meinem Ex«, antwortete sie. »Das heißt: dem letzten. Du hast ihn noch kurz kennen gelernt, glaube ich.«

Aske nickte. Ihr Blick verriet, dass sie weitere Auskunft erwartete.

»Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen«, fuhr Kaori also fort, »nur ein paar E-Mails und Nachrichten erhalten. Ein paar habe ich überflogen: eine erbärmlicher als die andere.«

Ein Grinsen erhellte Askes Miene flüchtig; ein Ausdruck des Mitleids verblieb. »Du hast also die Flucht ergriffen?«

»Er wurde immer aufdringlicher. Hat mir aufgelauert, mich bedroht. Du weißt schon.« Kaori konnte überzeugend klingen, wenn sie die Wahrheit zurechtbog, doch nicht dieses Mal.

»Bedroht, wirklich?« Aske zog die Augenbraue hoch. »Wie ge-

nau?«

Kaori seufzte. »Na schön«, gestand sie, »ich brauchte einen Tapetenwechsel. Die Geschichte hat bisher gut funktioniert«, sagte sie und lachte leise. »Solche Geschichten funktionieren meistens, oder? Als Mädel isses meist nicht gerade schwer, zu bekommen, was man will. Als hübsches schon gar nicht.« Wenn man, natürlich, seine Reize einzusetzen bereit war, dachte sie.

Aske lächelte. »Das mag durchaus sein«, sagte sie. Sie besaß eine Art leichten Schlafzimmerblick, einen Ausdruck zwischen einer gewissen Sinnlichkeit und Ermattung, der den Augen in ihrer Form zueigen war und allem, was Aske sagte, den Anstrich von Gleichmut oder Laszivität verlieh, wenngleich kaum einmal die entsprechende Absicht bestand.

Es legte sich ein Schweigen über das Wohnzimmer, graugefärbt vom Verkehrslärm, der durch das gekippte Fenster hineinströmte. Viel zu erzählen hatten Aske und Kaori sich, wenn man ihre gemeinsame Zeit Revue passieren ließ, selten. Es lag nicht daran, dass sie ihre Worte mit Bedacht wählten, um das Gegenüber zu beeindrucken oder zumindest nicht zu verletzen. Kaori wusste einfach, wie ungern Aske über Nichtigkeiten sprach, und die selbst sah die Dinge ähnlich. Sie fand, dass man, wenn man nichts Interessantes zu sagen hatte, am besten nichts sagte, und so saßen die Freundinnen in Kaoris Wohnzimmer – Kaori im Sessel, Aske auf dem Sofa – und fielen ins Schweigen. Die Blicke mochten einander begegnen, während sie zufälligen Weges durch den Raum schwirrten, doch kein Wort schien bedeutend genug, die Stille dafür zu opfern.

»Ich hätte Bock auf 'nen Drink«, sagte Kaori schließlich, nachdem einige Minuten verstrichen waren. »Wie sieht's mit dir aus?«

Aske wiegte den Kopf hin und her. »So früh? Ich weiß nicht.«

Kaori schnaubte. »Du weißt nicht – wow. Warte 'ne Sekunde.« Sie tapste in die Küche, fest entschlossen, etwas zu finden, das Aske umstimmen würde. Keiner der Schnäpse auf der Theke schien ihr vielversprechend, doch als sie einen Blick in den Kühlschrank warf, fand sie, wonach sie suchte. »Wie wär's denn hiermit?«, fragte sie, in den Türrahmen gelehnt, eine Flasche Lillet Blanc in der Hand. »Komm schon! Geben wir diesem Tag 'n bisschen Bedeutung.«

Aske schien einen Moment lang abzuwägen, ehe sich allmählich das verlegene Schmunzeln auf ihren Lippen abzeichnete, das Kaori so oft gesehen hatte. It's on, dachte sie.

Man teilte Sofa und Flasche, während man sich über Kaoris Fernseher im Internet umsah. Die Mädchen taten, was sie immer getan hatten, und scrollten durch die Einträge gemeinsamer Freunde in den sozialen Netzwerken, besuchten Onlineshops und Profile in Flirtportalen und begaben sich schließlich auf die Suche nach Optionen für die Abendgestaltung. Gab es neue Geheimtipps? Kaori verfügte über verlässliche Quellen, was diese Art von Information betraf.

»Da, sieh mal«, sagte Aske plötzlich. »Das *Postrockcafé*.« Skepsis legte sich in ihren Blick. »Am Graulichtplatz, wie merkwürdig. Ist mir nie aufgefallen.«

»Postrockcafé«, wiederholte Kaori. Sie klickte auf den Namen und überflog die Kurzbeschreibung. »Schlecht klingt's nicht. Tja, wenn dir der Sinn danach steht ...«

»Und wie!«, sagte Aske. »Der Name hat mich neugierig gemacht.« Wäre ihre Freundin mit einem Satz zu beschreiben gewesen, hätte Kaori gesagt, dass Aske ein abenteuerlustiges Mädchen sei, das sich schnell in eine Euphorie versetzen ließ, die in der Regel nicht lange anhielt. Dennoch, wenn Aske sich für das Lokal interessierte, würde Kaori dem nicht im Wege stehen. Völlig uninteressiert war sie selbst schließlich auch nicht. »Dann soll's so sein«, sagte sie. »Morgen ins Postrockcafé!«

»Warum nicht heute?« Aske blickte Kaori eindringlich an. »Ich will unbedingt was unternehmen, Kaori«, sagte sie ernst. »Ich brauche ein bisschen Aufregung, sonst werde ich verrückt.«

»Keine Sorge.« Kaori grinste. »Ist alles geplant.«

Aske erwiderte das Grinsen noch nicht. »Alles geplant«, wiederholte sie. »Lass mal hören.«

Aske blickte auf die Flasche, die sie zwischen ihren gekreuzten Beinen locker in den Händen hielt, und atmete tief durch. Vielleicht war es ein Seufzen.

»Stimmt was nicht?«, fragte Kaori.

»Ach«, sagte Aske. »Ich freue mich ja wirklich, wieder hier zu sein, und es ist nicht so, dass ich diese Partys nie genossen hätte...«

Kaori zog eine Augenbraue hoch.

»Ich hatte gehofft«, sagte Aske, »meine Abwesenheit hätte irgendeine Wirkung. Dass sie irgendwas verändert hätte zwischen uns.«

Kaori schwieg, und Aske fuhr fort: »Ich schätze, ich hatte gehofft, dass wir uns wenigstens an diesem ersten Abend nicht mit anderen Menschen umgeben würden. Nicht, wie du jetzt denkst; ich hatte Lust darauf, zu zweit um die Häuser zu ziehen.«

»So wie früher?« Und mit *früher* war gemeint: vor etwa zweieinhalb Jahren, als der Reiz des Neuen über dem Um-die-Häuser-Ziehen gelegen hatte, die Empfindung ungeahnter Freiheit.

Aske lächelte schief. »Vielleicht.«

»Du bist einfach nur betrunken«, sagte Kaori und schüttelte den Kopf. »Und das nach dem bisschen Wein.«

»Hast du denn gar nicht das Gefühl«, fuhr Aske unbeirrt fort, »dass wir hier unsere Zeit verschwenden?« Sie ließ sich in die Polsterung des Sofas sinken und starrte ins Leere.

Kaori wandte sich ab. Sie musste nachdenken und irgendetwas Einfühlsames sagen. Dass es ihr zuweilen ähnlich ging – wenn auch nicht heute. Dass sie einen solchen Abend nachholen würden – so bald wie möglich. Dass sie noch viele solche Abende haben konnten – vielleicht hunderte. Die richtigen Gedanken waren da, doch ließen sich nicht einfangen. »Ich hoffe nicht«, sagte sie.

So elegant Kaoris Wohnung auch auf den ersten Blick wirken mochte, wenn man genauer hinsah, stellte man fest, dass sie es zwar mit der Ordnung ernst nahm, nicht aber mit der Sauberkeit. Wenn Aske genauer hinsähe, würde sie feststellen, dass der Glastisch übersät war mit Flecken, die im Sonnenlicht glänzten, würde ein Netz aus den Rückständen von Limonade und Mischbier bemerken, von süßem Wein und Met, von vielen verschiedenen Schnäpsen und möglicherweise einigem anderen mehr. Spuren vergangener Abende, an denen Kaori durchaus nicht ihre Zeit verschwendet hatte – oder doch?

Das Läuten der Türklingel riss sie jäh aus ihren Gedanken. Kaori blickte auf die Uhr: Er war pünktlich auf die Minute. Sie sprang auf, hastete hinüber ins Arbeitszimmer und gab, mit einem Knie auf dem Stuhl, das Passwort zur Entsperrung des Bildschirms ein. »Hey, mein Süßer«, säuselte sie ins Mikrofon des Headsets. »Schön, dass du da bist. Ich hab' schon auf dich gewartet.« Irgendetwas ließ sie einen Augenblick zögern, ehe sie auf »Öffnen« klickte.

Es war das erste Mal, dass Aske ihm begegnete. Er war ihr auf

Anhieb unsympathisch, das vermochte Askes Blick nicht zu verbergen. Zumindest nicht vor Kaori. Zugegeben, der neue Freund erweckte nicht den Eindruck, etwas für Mädchen wie Aske übrig zu haben – das hieß: Mädchen mit einem Kleidungsstil und Musikgeschmack, der von dem abwich, was man als normal erachtete und als harmlos für den Fortbestand der Gesellschaft –, also ging Aske vermutlich zu Recht davon aus, dass die Abneigung auf Gegenseitigkeit beruhte.

Natürlich musste Aske außerdem davon ausgehen, dass dieser Freund seinen Status nicht lange würde halten können. Daran konnte kein Zweifel bestehen, denn es war immer so gewesen. Sobald ein Junge oder Mann begann, Kaori zu langweilen, wurde er durch das Nachfolgemodell ersetzt. Kaori war ein modernes Mädchen, durch und durch.

Wenn Kaori an ihre verlassenen Freunde dachte, trugen diese allesamt Spitznamen, die sie ihnen im Nachhinein gegeben hatte. »Ich hab' Schluss gemacht mit dem Pferdeschwanz«, hatte Kaori zu Aske gesagt, oder: »Mit dem Tanzbären isses übrigens aus.« Ein Feuerwehrmann war darunter gewesen, ein Koch, ein Schmarotzer. Ein Biker und ein Rapper, ein Hellseher und Buddha. Der große Unbekannte. Einen hatte sie den Künstler genannt; wie könnte man jemanden wie den vergessen?

Dieser aber war bereits jetzt der Schönling. Güldene Locken hatte der schlaksige junge Mann und eine Nase wie ein Mädchen, dafür einen übergroßen Adamsapfel. Kein Aussehen, dem Kaori etwas abgewinnen konnte, sein Verhalten jedoch war von Anfang an ohne Tadel gewesen, wie aus dem Lehrbuch. Er hatte sie in ein teures Lokal ausgeführt und ihr jeden Wunsch von den Lippen abgelesen, als sie aber in seinen Armen lag, war der Reiz halb verblasst. Ein kostspieliges Geschenk nach dem anderen hatten bis

zum heutigen Tage hinausgezögert, was letzten Endes unvermeidlich war.

Nicht weit von der Wohnung entfernt, stiegen die drei ins Cabriolet, das in der Nachmittagssonne glänzte und nicht an einen Ort wie diesen gehörte. Es war vom Vater geliehen. Der Schönling ließ sich Zeit und den Blick über die Balkone und Fenster der Wohnblöcke schweifen, wie um sich zu vergewissern, dass er zusammen mit Kaori gesehen worden war. Er tat gut daran, denn im Grunde gab es nur zwei Sorten von Männern: Solche, die mit Kaori schlafen wollten und solche, deren Nächte in Kaoris Bett bereits gezählt waren. Neidische und Eifersüchtige: Die Schubladen mochten, wie Aske einmal gewitzelt hatte, etwa gleichgewichtig sein.

Der Motor startete mit metallischem Getöse und raste die Straße hinab, als ginge es um Leben und Tod. Kaori wurde derart in den Sitz gedrückt, dass ihr eine unbehagliche Regung durch den Bauch zog. Mit einem stummen Seufzer ließ sie sich gegen die Tür sacken, drückte die Wange an die kühle Fensterscheibe und blickte auf das chaotische, geschäftige Treiben des Viertels hinaus. Was für ein Jammertal, dachte sie. Als sie ein Anflug von Übelkeit überkam, suchte ihr Blick den Himmel und fand nur ein gleichmäßiges Grau, ein Gemälde falsch gemischter Farben. Es war die reine Tristesse, und sie mit Hochgeschwindigkeit mittendrin. Die Aussicht auf harten Alkohol und eine gesichtslose Gesellschaft war das Einzige, woran sie sich klammern konnte.

»Wir sind da«, sagte der Schönling und riss sie aus ihren Gedanken. »Du wirkst ein wenig betrübt«, sagte er, scheinbar ernsthaft besorgt. »Ist alles in Ordnung?«

»Autofahrten langweilen mich«, log Kaori, »das ist alles.« Tatsächlich war es die Aussicht darauf, sich mit ihm blicken zu lassen, Aske einen umfassenden Eindruck der schnöseligen, arroganten Art des neuen Freundes zuzumuten, ohne dass man dieses Gebaren dem Alkohol zuschulden konnte. Aber was sollte sie tun? Der Einkauf musste erledigt werden.

Ob der Schönling ahnte, dass Kaori seinetwegen missmutig war? Er nickte, doch seine Mundwinkel zuckten. Da Kaori aber nichts weiter zu sagen hatte, zog er los, den Einkaufswagen zu besorgen.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Kaori durch den Rückspiegel zu Aske. »Und recht haste, wie immer. Aber wenigstens kümmert er sich um mich.«

»Das ist viel wert.«

»Mhm.«

Aske stützte den Arm aufs Knie und legte den Kopf in die Handfläche. »Es wird ziemlich hart für dich, mit ihm Schluss zu machen.« Sie grinste schief, in ihren Augen aber meinte Kaori, einen Hauch von Besorgnis zu erkennen.

Kaori seufzte. Auch sie nahm diese bestimmte Trennung nicht auf die leichte Schulter. Früher oder später musste sie ihm gestehen, dass sie ihn nicht liebte. Dass sie ihn nie geliebt hatte. Sie war eine Lügnerin; sie war immer eine Lügnerin gewesen, doch diesmal würde es keine elegante Ausflucht geben. Diesmal würde sie bei der Wahrheit bleiben. Es musste sein, auch wenn es ein gewisses Risiko barg: Wer weiß, dachte sie, wozu ein reicher Schnösel mit einem angekratzten Ego fähig ist. Jemand, der vielleicht noch mehr Kontakte hatte als Kaori, und mit großer Wahrscheinlichkeit einflussreichere.

»Du wirkst ein wenig betrübt«, sagte Aske.

»Du langweilst mich«, sagte Kaori und log so abermals, »das ist alles. Du bist echt die langweiligste Freundin, die ich habe.« Sie

konnte sich das Grinsen nicht verkneifen. »Jetzt guck nicht so, verdammt noch mal.«

Sie waren um einiges später vom Einkauf zurückgekehrt, als Kaori gedacht hatte. Die Abenddämmerung drang durch das Reliefglas des Badezimmerfensters und legte seine Farbe auf die weißen Fliesen, auf Keramik und Kosmetik, als die Mädchen sich den Spiegel zum Schminken teilten. Für Trödeleien blieb keine Zeit mehr; in weniger als einer Dreiviertelstunde würden die ersten Gäste eintreffen, und es gab noch einiges zu erledigen.

»Ist das wirklich dein Ernst?«, fragte Aske. »Dein Outfit, meine ich «

»Warum nicht?«

»Du siehst aus wie ... na ja, ein bisschen wie eine Hure.«

»Ach, bitte«, erwiderte Kaori unverdrossen. »Wenn *du* das sagst, bedeutet es so gut wie nichts. Und selbst wenn.«

Aske schwieg.

»Sag mal ...« Kaori lachte leise. »Hast du dich denn endlich wieder 'n bisschen vögeln lassen?«, fragte sie, während sie ihren Kajalstrich mit einem feuchten Wattestäbchen korrigierte. »In Norwegen, meine ich.«

Aske schnalzte mit der Zunge. »Halt die Klappe, Kaori.«

»Sag schon.«

»Nein«, antwortete Aske, »habe ich nicht. Hey, wirklich nicht.«

»Hast du's wenigstens versucht?«

Aske zögerte. »Na ja, vielleicht.«

»Vielleicht«, wiederholte Kaori leise und grinste. »Was für einer war's denn?«

»Ach«, antwortete Aske, die letzte Hand anlegte, »jemand, mit dem ich zu einem Konzert gegangen bin. Ich hatte so etwas wie einen schwachen Moment, das ist alles. Kommt eben davon, wenn man wochenlang in einer Hütte mit dünnen Wänden wohnt und sich nicht traut, nun ja, du weißt schon. Am nächsten Morgen war ich jedenfalls erleichtert, dass er's nicht kapiert hatte.«

Der Schönling klopfte ein paarmal zaghaft an die Tür. Er habe die Getränkekästen hinauf und in die Küche geschleppt, den Kühlschrank befüllt. Ordnung geschaffen. Die Klappstühle im Wohnzimmer aufgestellt. Er erkundigte sich – auch wenn er nicht ungeduldig wirken wolle –, ob die Damen in absehbarer Zeit fertig seien. Es bestehe kein Grund, es mit dem Make-up zu ernst zu nehmen.

Kaori verneinte harsch. »Du wirst dich wohl irgendwie zu beschäftigen wissen!«, zischte sie.

Der Schönling stapfte, wahrscheinlich ein wenig betreten, zurück ins Wohnzimmer.

»Er is'n Idiot«, seufzte Kaori, »und er ist offensichtlich in mich verknallt. Aber irgendwas ist anders mit ihm, you know? Fast denk' ich, es ist an der Zeit, es mal ernsthaft zu versuchen. Vielleicht isses wie mit 'nem Konterbier: Die ersten Schlücke sind 'n bisschen widerlich, aber dann tut's gut. Wir werden sehen.«

Aske, so viel war sicher, glaubte Kaori kein Wort.

Die Jalousien waren heruntergelassen worden und die monotone, elektronische Musik laut aufgedreht. Abgesehen vom Licht aus der Küche, das durch den Flur ins Wohnzimmer drang, und zwei kleine Lampen, die kaum ausreichten, das eigene Glas auf dem Tisch wiederzufinden oder jemandes Gesicht nuanciert zu lesen, war die Gesellschaft in Dunkelheit gehüllt.

Es waren viele Gäste gekommen, darunter eine Menge Leute, die man noch nie gesehen hatte: Freunde von Freunden von

Freunden. Es war allseits bekannt, dass Kaori sich nicht daran störte, von Unbekannten umgeben zu sein – im Gegenteil. Kaori liebte es, neue Kontakte zu knüpfen, und nur so ließ sich der Fluktuation ihres instabilen – wie sie sagte: dynamischen – engeren Freundeskreises entgegenwirken. Wenn sie es recht bedachte, hielt Aske die einzige beständige Position inne.

Man hatte Kaori dieses oder jenes angeboten, doch sie beließ es beim Alkohol, war ihr doch die Zeit auch so längst abhandengekommen. Wie spät mochte es sein? Aske hatte sich bereits vor einiger Zeit ins Schlafzimmer zurückgezogen, natürlich allein. Sie neigte dazu – und hatte immer dazu geneigt –, der Gesellschaft zu fortgeschrittener Stunde müde zu werden, und der Alkohol tat sein Übriges. Kaori war ihr deswegen nicht gram: Wenngleich das Urteil anderer Menschen für sie nur von geringer Bedeutung war, lag ihr viel daran, was Aske dachte, und so war es Kaoris Ausgelassenheit nicht abträglich – wohl aber ihrem Benehmen –, wenn die beste Freundin nicht mehr zugegen war.

Das Glas war wieder einmal leer, und Kaori verspürte einen immer stärkeren Drang, die Toilette aufzusuchen. Zwei Dinge hielten sie ab: Zum einen die Tatsache, dass sie, nachdem sie lange Zeit gesessen und getrunken hatte – vor allem Absinth und Blue Curaçao –, ihren Gleichgewichtssinn angeschlagen wähnte und es nicht riskieren wollte, zu taumeln und auf einen der Gäste zu stürzen, und zweitens das Mädchen, das in feuerroter Unterwäsche und gleichfarbigen Kniestrümpfen auf dem Tisch tanzte und nicht nur Kaori in ihren Bann gezogen hatte. Als sie in einem ruhigen Teil des Songs den Büstenhalter öffnete – die schattierten Augen geschlossen und die farbverwischten Lippen halb geöffnet –, spürte Kaori unvermittelt einen durchdringenden Rausch in sich aufsteigen. Sie lehnte sich zurück, das Glas im Schneidersitz zwischen

den Schenkeln, und versuchte, das Schauspiel auszukosten.

So sehr sie es sich wünschen mochte, war sie mit der Tänzerin nicht allein. Von Zeit zu Zeit warf Kaori verstohlen einen Blick in die Runde: Die anderen Mädchen schrien sich gegen die laute Musik und hinter vorgehaltener Hand gegenseitig Lästereien ins Ohr und kicherten künstlich; die anwesenden Männer schauten fasziniert zu. Gafften. Ihre Lüsternheit war trotz der Lichtverhältnisse nicht zu übersehen, und Kaori fragte sich, ob sie nicht ähnlich einfältig dreingeschaut haben könnte.

Als sie neben sich blickte, bemerkte sie, dass auch ihr Freund mit der größten Faszination zusah. Es war befreiend, ihn so zu sehen: Offensichtliches Interesse an einem anderen Mädchen stellte einen nachvollziehbaren Trennungsgrund dar. Kaori riss ihn aus seiner Konzentration, als sie ihm den Ellenbogen heftig in die Rippen stieß, und setzte eine irritierte, beleidigte Miene auf.

Der Freund stritt ab, hingesehen zu haben. Er sei doch schließlich eine treue Seele. Eine Mischung aus Schulterzucken und Panik hatte ihn ergriffen. Kaori schlug seine Hand fort. Es sei ohnehin zu dunkel, um mehr als die Umrisse auszumachen, behauptete
er mit wachsender Verzweiflung, und wenn er das Mädchen bei
Lichte wiedersähe, würde er sie mit Sicherheit nicht mal erkennen.

Kaori blieb stur. »Wir sprechen uns noch«, sagte sie schließlich. »Erst die Party, dann das Drama, okay?« Sie stand auf und riss sich los, als der Schönling versuchte, sie festzuhalten.

Die Gastgeberin erfreute sich, wie sie bald feststellen musste, keiner besonderen Beliebtheit. Sie wurde von den Gästen durchaus mit freundlichen Blicken bedacht, doch schien niemand an einem Gespräch mit ihr interessiert. Kaori gab sich beschäftigt, indem sie die eine oder andere leere Flasche an die Seite stellte und die Gläser, die einige rücksichtsvolle Zeitgenossen neben das Spül-

becken gestellt hatten, in die Maschine einräumte. Während sie beschäftigt war, vernahm sie eine Konversation vor der Tür.

»You know, it's not like that at all«, sagte jemand mit einem Akzent, der amerikanisch klang, »The German girls ain't any better or worse than the American ones. There really ain't much of a difference.«

»Maybe you haven't slept with the right ones yet«, scherzte der andere, ein Deutscher.

»Oh, then the right ones must be hiding pretty darn well«, entgegnete der Amerikaner und lachte laut auf. »I've pursued quite a few studies, to put it lightly. That chick dancing on the table kinda caught me off-guard, I gotta admit, but that's nothing I haven't seen in the States before.«

»I see«, sagte der andere. »Well, according to what I've heard, the hostess of this evening should be a good lay. Looks a lot like it as well, I'd say.«

Kaori tat einen Schritt auf die Tür zu, dann einen weiteren, und lauschte.

»Yeah, I've heard so too. That's, like, the main reason for me to come here, actually.«

Kaori stockte der Atem. Das war es also, was man über sie sagte? Solche Worte zu hören, traf sie härter als gedacht. Fuck!, dachte sie. Für einen Moment geriet sie ins Wanken, auch bildlich gesprochen, doch sie fing sich wieder: Wer war dieser Mensch denn überhaupt? Was sollte es sie kümmern, was er von sich gab? Wer wäre sie, dass sie damit nicht hätte umgehen können?

»However« fuhr der Amerikaner fort, »I don't expect her to surprise me either. You know, my girlfriend's a regular demon in bed.«

»Your girlfriend, huh?«

»Sure.«

»You're in some kind of open relationship then?«

Der Amerikaner prustete. »No way, man! I'd never let anyone else screw my girl. That's disgusting.«

Schweigen.

»So, um, you mean, she's okay with your ... having some fun over here from time to time?«

»You mean, *all the time*.« Der Amerikaner räusperte sich. »Well, I can't know for sure, right? I guess not. But how would she get scent of it?«

Er mochte sich abfällig über sie geäußert haben, doch etwas an der Art, wie sich der Fremde gab, reizte Kaori dennoch. Wenn er spielen wollte, warum nicht spielen? Sie zögerte nur einen Moment, ehe sie zwei Gläser auf den Tisch stellte, die sie mit Wodka, Orangensaft und einem Schuss Cranberrysirup füllte. Im Küchenschrank verbargen sich hinter den Gewürzen zwei Hülsen von Brausetabletten, in denen sich stattdessen zwei Sorten Pulver befanden, nützliche Mittelchen, derer sich Kaori erst selten, doch jedes Mal mit beeindruckender Wirkung bedient hatte. Ins linke Glas schüttete sie das Hypnotikum, in das andere einen Stoff, den sie unter der Bezeichnung Sinspiration erworben hatte. Sie war die Ungeduld selbst und wollte nichts dem Zufall überlassen, also geizte sie nicht mit einer zweiten Prise. Sie kam sich vor wie eine Hexe mit hämischem Grinsen, die um Mitternacht und im Lichte des Neumonds ihre tückischen Tränke braute.

Ein Glas in jeder Hand, fand sie ihren Freund, wo sie ihn zurückgelassen hatte, zurückgelehnt auf dem Sofa, die Glieder schlaff. Die Tänzerin hatte ihren Tanz beendet und war am Stehtisch mit mehreren jungen Männern ins Gespräch vertieft. Mit einem Lächeln reichte Kaori dem Schönling sein Glas, der sie müde

anlächelte, und hauchte ihm einen Kuss auf die Stirn. »Ich bin noch 'n bisschen in der Küche beschäftigt«, sagte sie, ihre Wange an der seinen. »Entspann dich ein bisschen, okay? Ich bin nicht mehr sauer.«

Als sie sich zurück in die Küche begab, lockte sie den Amerikaner mit einem Augenzwinkern hinterher und bedeutete ihm, sich zu setzen. Er sah den Trank vor ihm auf dem Tisch, und die Farbe schien seine Neugier zu wecken. Er roch daran und grinste, ehe er ihn hinunterstürzte. »Whoa«, sagte er, und seine Augen weiteten sich. »That was awesome. Never had anything like that before.«

»You might say that again later«, sagte Kaori routiniert betörend. Sie bemühte sich um eine britische Aussprache, die sie einigermaßen zu beherrschen glaubte, und hoffte, der Amerikaner war für diesen Hauch verführerischer Arroganz empfänglich; falls nicht, würde die magische Substanz ausreichen, ihn um den Verstand zu bringen.

Nach anfänglicher Überraschung ging der Amerikaner, wie Kaori es erwartet hatte, auf die Tändelei ein. Er erhob sich vom Stuhl, berührte sie an der Taille und sog, seine Wange an der ihren, das Parfüm auf. »By the way, my name is –«, begann er, doch Kaori legte ihm den Finger auf die Lippen.

»Psst!«, machte sie. »I don't want to know.«

Der Schönling, malte Kaori sich aus, saß im Wohnzimmer, am selben Platz. Er nippte an seinem Drink, wurde mit jedem Tropfen ein wenig müder, nichts davon ahnend, dass seine Freundin mit einem anderen Mann, einem Fremden aus der Ferne, im Badezimmer verschwand.

Sie verriegelte die Tür. »Don't ask for anything«, sagte sie und schaltete die Dusche ein. »Got it? I always give it my all when having one-night stands like this – for obvious reasons. So, if there's

something I don't do of myself, I must not wish to.« Sie zog das Oberteil über den Kopf und öffnete den Büstenhalter. Das diffuse, warme Licht und das Rauschen des Wassers ließen sie vergessen, dass draußen ihre Party in vollem Gange war.

Der Amerikaner gab sein Einverständnis. Was sonst? Wenn ein Mädchen wie Kaori obenherum unbedeckt und mit aufgeknöpfter Jeans vor einem stand, gab man keine Widerworte. Hätte ein Mann in irgendetwas nicht eingewilligt, als sie den Reißverschluss öffnete und die Hose mitsamt Höschen hinunterstreifte? Dieser wohl kaum, und weniger noch nach dem magischen Trank, der ihm verabreicht worden war. Nachdem Kaori die Strümpfe ausgezogen hatte und unter die Dusche getreten war, ließ er sich nicht zweimal bitten, ihr zu folgen.

Einen Kuss auf die Lippen gab es nicht, wohl aber alle anderen Arten von Küssen. Kaori verlor keine Zeit; dennoch entwickelte sich das Spiel zu nichts Nennenswertem, ehe es wie wild an der Tür klopfte.

»Jetzt nicht!«, rief Kaori in einem Tonfall, der die Stimmung kaum zu wahren vermochte. Es ließ das Klopfen nur energischer werden.

Mit einem genervten Seufzer stieg sie aus der Dusche – einer ebenerdigen Kabine mit Wänden aus Milchglas – und öffnete die Tür zum Flur einen Spalt weit, den Fuß dahintergestellt. Es war der Schönling, der sie mit zusammengekniffenen Augen anstarrte, hellwach.

Sie solle die verdammte Tür öffnen, verlangte er, bebend vor Zorn.

Kaori machte große Augen. »Es passt gerade sehr schlecht«, sagte sie. Ihr Puls nahm ein wenig zu.

Zu ihrem Glück unternahm der Freund keinen Versuch, mit

Gewalt einzudringen – was hätte es ihm genützt? –, sondern ergoss einen Schwall von Fragen und Vorwürfen über sie, einen Schwall des gleichen erbärmlichen Gelabers, das Kaori bereits von vielen anderen hatte ertragen müssen. Als er sich zu wiederholen begann, versuchte Kaori, mit einer schnellen Bewegung die Tür zu schließen, die jedoch von einem Schuh blockiert wurde.

Der Schönling begann zu wüten, wie sie es nicht für möglich gehalten hätte, bis der Amerikaner neugierig über Kaoris Schulter hinweg durch den Türspalt spähte. »What's up?«, fragte er, und ehe sie sich's versah, lag er nackt, wie er war, auf dem Boden, den Schönling über sich, der wie ein wilder Sturm auf seinen Nebenbuhler einschlug, bis das Blut in breiten Strömen aus der Nase rann und die weißen Fliesen besudelte.

»Lass es doch gut sein, du dämlicher Affe!«, schrie Kaori, ihre Blöße mit den Händen bedeckend.

Der Affe indes mühte sich auf, den Kopf gesenkt, nach Atem ringend. »Warum?«, fragte er. »Warum denn, Kaori?« Seine Stimme zitterte. Er kämpfte mit den Tränen.

Kaori zeigte sich unbeeindruckt. Sie verharrte starr wie eine Statue, als sie es ihm erklärte. Als sie ihm alles nahm, was er je gewollt hatte, und es mit wenigen Worten zerbrach wie die dünne und spröde Fassade, die es war. »Ich langweile mich einfach mit dir«, schloss sie. »Ich hab' mich immer ein bisschen gelangweilt.«

Dem Schönling aber rannen die Tränen nur so über die Wangen, als er – das Weichei, das er war – darum flehte, dass Kaori ihn zurücknähme. »Ich liebe dich«, jaulte er.

Kaori schüttelte den Kopf, ohne eine Miene zu verziehen. Es war nicht gespielt: Tatsächlich rührte es sie nicht im Geringsten, was gerade geschah. »Das ist erbärmlich«, zischte sie.

Das ließ ihn vollends die Kontrolle verlieren. Von einem Mo-

ment auf den anderen war er wie ausgewechselt; der dämliche Affe brüllte ihr die derbsten Beleidigungen entgegen, die jemandem in seiner Wut nur einfallen konnten, während er von den ersten Gästen, die ihrer Neugier nachgegeben hatten und herbeigeeilt waren, ins Treppenhaus gezerrt wurde.

Der Amerikaner erhob sich mit Ächzen und Stöhnen und begann, seine Klamotten aufzusammeln. Spuren von Blut überzogen das weiße T-Shirt wie nach einem Gemetzel, und einige Tropfen sprenkelten selbst die Hose. Er stapfte verständnislos, wütend und ohne das nackte Mädchen eines weiteren Blickes zu würdigen an Kaori vorbei. Dann zog er von dannen, dem dämlichen Affen hinterher; Kaori versuchte nicht, auf ihn einzureden, und nicht nur, weil ihr die Worte fehlten.

Angelockt vom Lärm der Auseinandersetzung, der die laute Musik übertönt haben musste, hatten sich nach und nach die übrigen Gäste in der Enge des Flurs eingefunden, um sich das Schauspiel aus der Nähe anzusehen. Als Letzte kam Aske hinzu, die sich einen Weg durch das Gedränge gebahnt hatte und vor der offenen Tür stehen blieb, hinter der Kaori sich verbarg.

»Was geht hier denn vor sich?«, fragte sie, die Stimme gesenkt, doch eher gereizt denn besorgt. Sie trug ein T-Shirt, das nicht zu ihr passte, Shorts und Strümpfe, die nicht richtig saßen.

Kaori schüttelte nur den Kopf. »Es ist kompliziert. Ich erzähl's dir morgen. Könntest du versuchen, die Party aufzulösen? Ich brauche jetzt unbedingt einen Moment Ruhe.«

Aske wandte sich um, die Hände in die Hüften gestemmt. »Ihr habt das Fräulein gehört«, sagte sie. »Ich habe jetzt das Kommando. Und da ich müde bin und niemand von euch, wenn ihr mir die Unverblümtheit erlaubt, einen besonders interessanten Eindruck auf mich gemacht hat, ist der Spaß hiermit beendet. Bitte

stellt eure Flaschen und Gläser in die Küche und seht zu, dass ihr Land gewinnt.«

Kaori warf Aske einen Blick zu, der Dankbarkeit auszudrücken versuchte, und schloss die Tür. Das Stimmengewirr der Gäste wurde dumpf und leise. Kaori atmete tief durch. Ein kühler Tropfen rann ihr den Rücken hinab, als sie sich das Haar zurückstrich. Was für ein merkwürdiges Ende die Party genommen hatte! An einem Abend wie diesem war grundsätzlich alles möglich, doch war ein solches Drama nicht zu vermeiden gewesen? Hastig wickelte Kaori Toilettenpapier von der Rolle und bedeckte die Blutlache auf den Fliesen.

Kaori öffnete das Fenster und beugte sich hinaus. Ein Hauch Nachtluft überzog ihre Arme mit einer Gänsehaut. Draußen hörte man das Zirpen der Grillen aus dem Garten, die sich nicht im Geringsten dafür interessieren mussten, was in den Mauern der Menschen vor sich ging. Man hörte die Stimmen von Feiernden in der Ferne, Leben mitten in der lebensfeindlichen Umgebung der Innenstadt, mitten in einer kalten Welt aus Stein und Metall, aus Glas und Gift. Aus Unschuld und Wölfen. Und Wölfinnen wie Kaori.

Nein, das waren nicht die Augen einer Wölfin, sondern die eines jungen Mädchens mit traurigem Blick, das vor den Spiegel trat, zögerlich, ängstlich. War es Reue, die sie verspürte? Kaori betrachtete das schwarze, nasse Haar, das sie sich hinter die Ohren gestrichen hatte, seit Jahren kinnlang, um der Zierlichkeit ihrer Gestalt einen Eindruck von Reife und Stärke entgegenzusetzen. Sie betrachtete die braunen, tränenbenetzten Augen, die verlaufene Wasserfarbe darunter, die einmal perfekter Kajal gewesen war, die Spuren, die sich über die seidenen Wangen zogen. Als sie sich zwang, ein Lächeln aufzusetzen, betrachtete sie ihre makellosen

Zähne. War sie nicht ein Mädchen von außerordentlicher Attraktivität? Zweifelsohne war sie das für die meisten, und auch die Art und Weise, wie sie zuweilen mit anderen sprach, tat dem keinen Abbruch. Allein mit ihrem Herzen stimmte etwas nicht.

Kaori wandte sich mit einem tonlosen Seufzer ab und verharrte mitten in der Dunkelheit. Sie war um ein bedeutungsloses Abenteuer reicher und ärmer um einen weiteren Teil einer unbestimmten Hoffnung. Durch den dünnen Lichtrahmen der Tür drangen eine Ahnung von Musik und das letzte Gelächter der Gäste, die im Aufbruch begriffen waren. Die allgemeine Stimmung schien nicht unbedingt in Schatten zu liegen; wahrscheinlich hatten die meisten bereits ein neues Ziel.

Von diesem Gedanken gleichsam niedergerissen, ließ sich Kaori auf die kalten Fliesen sinken. Sie nahm ihr Smartphone zur Hand und begann, zur Ablenkung die Dateien aufzuräumen. Im Ordner mit den Bildern blieb sie hängen. Sie sah sich jedes einzelne an: Bilder ihrer Familie, Bilder von Freunden, Bilder von Bekannten. Viele heitere Bilder, wenige ernste Bilder. Bilder von ExFreunden, von Romanzen und Affären und von Jungen und Männern, die sie nur einmal getroffen hatte. Die meisten dieser Erinnerungen betrachtete sie mit Gleichgültigkeit.

In einem passwortgeschützten Ordner fand sie Erinnerungen an die erste Nacht, die sie mit dem Künstler verbracht hatte. Er hatte Foto um Foto geschossen. Kaori erkannte sich kaum wieder. Sie sah nicht unbedingt jünger aus, doch unschuldiger, irgendwie. Ihr Haar war länger, heller und mit Strähnen aus Pastellfarbe durchsetzt. Die Fotos zeigten sie in seinem Flur, an einem schwarzen Fenster, das den Kamerablitz reflektierte, auf dem Rand der freistehenden Badewanne. Wie sie ihr Oberteil hinaufschob. Sich die Jeans aufknöpfte. Die Finger unter das Bündchen ihres Spit-

zentangas schob, dem mit dem Schleifchen. Wie sie auf der Toilette saß, lachend, die Hand vor die Kamera gestreckt. Wie sie ins Wasser stieg, sich mit einer Scham bedeckend, die nicht gespielt war.

Es folgten weitere Fotos, doch Kaori ertrug es nicht länger, sich so zu sehen. Diese Version ihrer selbst existierte nicht länger. Die ursprüngliche Kaori war unwiederbringlich überschrieben worden mit etwas, das wie eine Weiterentwicklung gewirkt und sich nun als in den wesentlichen Modulen dysfunktional erwiesen hatte. Die Mischung aus Naivität und Neugier, die sie dazu verleitet hatte, sich der Kameralinse zu offenbaren, war einer Handwerkskunst der Verführung gewichen. Kaori hatte weit mehr Erfahrung im Entfachen der Begierde gesammelt, als ihr lieb war. Als man haben sollte. Wann hatte sie es zuletzt aus echter Lust gewollt, und nicht aus Eitelkeit oder Ehrgeiz? Wie lange hatte sie aus bloßer Gewohnheit mit Männern geschlafen? Weil es so einfach war, sie zu verführen, so einfach, sich ihrer Fantasie und ihres Körpers zu bemächtigen - wenn auch nur für einen Moment? Ich kann verdammt gut mit Schwänzen umgehen, dachte Kaori, aber was tu' ich mich mit Herzen schwer! Die Form von Hingabe, die zu einer beständigen Verbundenheit notwendig war, vermochte sie nicht aufzubringen. Und überhaupt: Wie sollte denn ihre Hingabe nach allem, wozu sie sich hatte hinreißen lassen, noch irgendeinen Wert haben?

Kaori hielt inne. Was für sonderbare Gedanken sie hatte! Noch nie hatte sie so über sich selbst gedacht. Zumindest erinnerte sie sich nicht daran. Doch es lag mehr als ein Fünkchen Wahrheit darin, das ließ sich nicht leugnen. Sie nahm das Smartphone erneut zur Hand. Durch die alphabetische Sortierung der Kontakte fand sie Aske, ohne zu scrollen. Sie zögerte einen Moment, dann

ließ sie klingeln.

»Hallo?«, sagte Aske.

»Hallo«, sagte Kaori. »Ich meine: hi.«

»Du bist es.«

»Ich bin's.«

»Ich habe schon fast geschlafen.«

»Hast du nicht«, sagte Kaori mit einem Lächeln in der Stimme. »So schnell schläft niemand ein, nicht mal du.«

»Stimmt«, antwortete Aske.

Eine Zeit lang schwieg man.

»Was gibt's denn?«, fragte Aske dann.

Kaori zögerte einen Augenblick. »Sorry wegen ... ich meine, ich wollte mich entschuldigen. Für alles.« Sie seufzte. »Es tut mir leid, Aske. Ich meine, kann schon sein, dass ich, insgesamt betrachtet, ein paar Fehler zu viel gemacht habe.«

Es rauschte im Hörer. »Okay«, sagte Aske. »Ich meine, ich nehme die Entschuldigung an.«

»Die Party war eine schlechte Idee. Wir hätten zu zweit um die Häuser ziehen sollen.«

»Diese Partys«, sagte Aske, »sind einfach nicht mehr das, was sie mal waren. Das heißt: die Partys schon, zumindest schätze ich das; an deiner Organisation liegt es nicht. Dass die Wirkung ausbleibt, ist mein ganz persönliches Problem.«

»Für mich ist das wahrscheinlich auch nichts mehr«, sagte Kaori. Behauptete sie.

Wieder Schweigen.

»Aske?«

»Ja?«

»Ich habe mich das nie zuvor gefragt, aber wie hältst du es eigentlich mit mir aus?«

»Ich verstehe, wie du tickst«, antwortete Aske, »also verstehe ich auch, was du so meinst, wie du es sagst oder wie du es tust, und was nicht. Ich kann deine Versehen erkennen und was dahintersteckt. Tja, außerdem bin ich vielleicht sehr nachsichtig.«

Kaori dachte nach. »Ja, das ist es wohl, was Freundschaft ausmacht«, sagte sie. »Nachsicht.«

»Du bist auch nachsichtig.«

»Ich bin gleichgültig«, erwiderte Kaori und seufzte. »Ich glaube nicht, dass ich besonders gut darin bin, eine Freundin für dich zu sein.«

»Du bist besser als jede andere, Kaori. Und überhaupt: Eine gute Freundschaft bemisst sich nicht an objektiven Kriterien. Wir beide funktionieren wunderbar zusammen, meinst du nicht? Ich würde sogar sagen, wir funktionieren besser zusammen, wenn wir es nicht darauf anlegen. Unsere Freundschaft ist vielleicht natürlicher als andere Freundschaften. Müheloser.«

»Aske?«

»Ja?«

»Ich fürchte, du bringst mich gleich zum Weinen.«

Aske kicherte tonlos. »Du bist in einer eigenartigen Stimmung.«

»Und wie «

»Gefällt mir gut.«

Kaori lächelte, auch wenn Aske es nicht sehen konnte. »Hör zu«, sagte sie, »lass uns ein großes Treffen organisieren mit Freunden und Bekannten und Leuten, die davon Wind bekommen, irgendwo an einem abgeschiedenen Ort inmitten der Natur, schon nachmittags. Einen Tag der Dekadenz! Jeder soll was mitbringen, Bier und alles, was man für Cocktails braucht, am besten ganze Kühlboxen voll, Fleisch, Kuchen, Süßigkeiten und Eiscreme, das

volle Programm, und die Männer sollen, wenn es sich lohnt, mit freiem Oberkörper kommen und die Mädchen in kurzen Röcken, wie es sich gehört, und wer kann, soll für Musik sorgen: mit Akustikgitarren oder Lautsprechern.« Sie zögerte einen Moment. »Aber *ich* halte mich zurück«, sagte sie dann, »versprochen. Keine Albereien. Kein Rumgeknutsche im Gebüsch, nicht mal das.« Etwas leiser sagte sie: »Ich versprech's dir hoch und heilig, falls das noch was bedeutet. Aske, ich will dich dabei haben. Ich will, dass wir den ganzen Abend unzertrennlich sind, ein Bild von perfekter Freundschaft abgeben, dass alle neidisch werden. *Aske & Kaori*, mit einem kaufmännischen Und dazwischen, so geschrieben, dass sich die Enden in einem Plus überschneiden. Na, wie klingt das für dich?«

Aske lachte – oder weinte sie? Kaori presste den Hörer ans Ohr.

»Kaori?«, flüsterte Aske.

»Ja?«

»Das klingt wunderbar.«

»Ich weiß«, antwortete Kaori mit einem Grinsen. »Also dann, lass uns auflegen, ja? Ich bin gleich bei dir. Over.«

»Out.«

Kaori lehnte sich zurück, die Hände mit dem Smartphone darin an die Brust gepresst. Sie erschauderte, als die Nacht kälter noch als zuvor ins Badezimmer drang. Sie griff nach ihrem Oberteil und streifte es über. Sie zog die Beine an, schlang die Arme darum und gab ihren Gedanken nach. Wägte ab. Grübelte. War es nicht Zeit, die gewohnte Umgebung und die gewohnten Muster hinter sich zu lassen? Die oberflächlichen Kontakte? War es nicht Zeit, zu lernen, wie man sich zurücknahm, Zeit für einen Neubeginn – wie auch immer, wo auch immer, doch möglichst bald?

Und nachdem sie mit müden, geröteten Augen auf den Fliesen des Badezimmers gekauert, Erinnerungen betrachtet, das merkwürdigste Gespräch mit ihrer besten Freundin geführt und sich in der nächtlichen Kälte dem Grübeln anheimgegeben hatte, beschloss Kaori Aonuma, ein besserer Mensch zu werden.

Mit zwei Dosen Bier in der Hand verließ Niv den Kiosk und stieg die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. Oben angekommen, stellte sie fest, dass jemand vor der Tür auf sie wartete.

»Ich dachte schon, du hättest mich vergessen«, sagte das Mädchen. Offenbar hatte sie die Prüfung bestanden: Unter einem langen, taillierten Mantel war eindeutig der Stoff der Maidenlivree zu erkennen. Dazu trug sie dünne Handschuhe und cremefarbene Ballerinas.

»Natürlich nicht«, sagte Niv. »Ich kümmere mich um meinen Kalender.« Sie schloss die Tür auf und bat die Maid hinein.

Trotz der spärlichen Einrichtung war Nivs Wohnung mittlerweile in eine gewisse Unordnung geraten. Die Aussicht auf den baldigen Auszug hatte die Motivation zum Aufräumen ersticken lassen. Niv bot der Maid eine der Dosen an.

»Danke; nicht, wenn ich fahre. Außerdem mag ich Bier nicht so besonders.«

»Was anderes? – Wirklich nicht? Tja, na schön.« Niv öffnete ihre Dose mit einem lauten Zischen; der Weg hatte das Bier durchgeschüttelt, sodass sie hastig abtrinken musste. »Verdammt noch mal«, fluchte sie. »Diese scheiß Treppen.«

Nachdem sie noch einen großen Schluck genommen hatte, zog sie die Truhe hinter dem Sofa hervor. Es war eine gewöhnliche Truhe aus Holz, etwa einen Meter breit, schlicht aber robust. »Das ist das gute Stück«, sagte Niv, die Hände in die Hüften gestemmt. »Eine Kiste voller Erinnerungen, die ich auch im Palais nicht missen möchte. Hauptsächlich«, murmelte sie, »an Miro, was eigentlich dämlich ist, weil er ja auch da sein wird.«

»Kleine Dummheiten machen das Leben lebenswert«, fand die Maid. »Nicht dass ich dir in diesem Fall zustimmen würde: Die sentimentale Aufwertung ist eine schöne menschliche Neigung. Würdest du mir vielleicht beim Tragen helfen?«

Niv nickte. »¡No hay problema!«

Die Mädchen schleppten die Truhe, deren Gewicht Niv unterschätzt hatte, hinunter zum Model X, über das die Maiden verfügen durften, und luden sie in den Kofferraum.

»Das sind eine Menge Erinnerungen«, sagte die Maid, »oder schwerwiegende. Manifeste einer intensiven Beziehung, und außerdem Beweisstücke vor uns selber, dass die Zeit gut investiert war.«

»Ich hätte sie nicht besser investieren können«, sagte Niv. »Auch wenn ich, ehrlich gesagt, nicht verstehe, warum es eigentlich so gut funktioniert.«

»Bei den besten Freundschaften ist das so. Man muss sich finden, ohne sich gesucht zu haben.«

Niv lachte. »Aber wir haben uns gesucht.«

»Ach ja?«

»Ich habe mich auf einen Flyer gemeldet.«

Die Maid lachte. »Bei Künstlern ist es vielleicht ein bisschen anders.«

Niv grinste. »War nur Quatsch. Wir sind uns zufällig begegnet. Aber es hätte sein können.«

»Diese kleinen Weisheiten haben natürlich ihre Ausnahmen.« Die Maid lächelte. »Wie dem auch sei, ich will gar nicht weiter stören.« »Du störst nicht«, antwortete Niv. »Aber wenn du kein Bier mit mir trinken willst, weiß ich nicht, was ich mit dir machen soll. Das heißt, ich wüsste da schon was.«

Die Maid grinste. »Versuch es nicht noch mal, sonst werde ich doch noch schwach. Also«, sagte die Maid, »machen wir den offiziellen Schnitt.« Sie deutete eine Verbeugung an. »Auf bald, Milady«, sagte sie. Dann stieg sie ein.

»¡Buen viaje!«, rief Niv.

Als der Wagen fort war, stieg sie die Treppen wieder hinauf. Die Truhe war unhandlich gewesen und schwierig durch das enge Treppenhaus zu manövrieren; die Arbeit hatte an Nivs Kräften gezehrt. Zurück im Apartment, nahm sie auf dem Tisch Platz, im Schneidersitz, die Bierdose in der Hand. Sie starrte aus dem Fenster in einen grau bewölkten Himmel. Das Smartphone in ihrer Hosentasche drückte schmerzhaft gegen ihren Oberschenkel, also fischte sie es heraus und legte es neben sich. Sie rief Edgars Kontaktdaten auf und rief an, den Lautsprecher eingeschaltet.

»Edgar«, sagte sie, »ich bin es.«

»Ah«, sagte Edgar, »meine Lieblingsbassistin.«

»Störe ich?«

»Wenn man jemanden einfach so anruft, stört man so gut wie immer. Aber ich bin gewillt, meinen Unmut für mich zu behalten.«

»Was machst du gerade?«

Edgar schwieg eine Weile, ehe er antwortete. »Ach, du weißt schon, Künstlerkram – wie immer.«

»Mhm«, machte Niv. Sie sagte: »Ich auch« und nahm einen Schluck Bier.

Edgars Lachen wirkte nervös. »War gerade kurz davor, was für uns zu schreiben«, sagte er.

- »Verständlich«, fand Niv. »Ich meine, sieh dir das Wetter an.«
- »Das richtige Wetter für 'n melancholisches Stück.«
- »Mollwetter.« Niv leerte ihr Bier und öffnete das zweite.
- »Hey«, sagte Edgar, »trinkst du etwa ohne mich?«

Niv räusperte sich. »Wir können am Telefon zusammen trinken, wenn du magst.«

»Oh«, sagte Edgar, »das gefällt mir. Also gut: Was hast du an?« Niv seufzte gereizt. »Edgar«, raunte sie.

»War nur'n Scherz«, sagte er. Niv hörte das Zischen einer Bierdose im Hintergrund. »Ihr seid heute Abend im Café, habe ich gehört.«

»Aye«, antwortete Niv. »Unsere liebe Morgenroth, so heißt es, sei darauf aufmerksam geworden, und es stehe zu erwarten, dass sie das Lokal mit ihrer Präsenz bereichern wird. Ich wollte dich noch fragen, ob du mitkommen willst.«

»Nein«, antwortete Edgar knapp.

»Es könnte ...« Nivs Stimme versagte. »Es könnte das letzte Mal sein, dass wir dort sind.«

»Ist mir scheißegal«, knurrte Edgar. »Ich bin nicht in der Stimmung. Und schon betrunken.«

»Klingt für mich wie ein Widerspruch.«

»Wenn Alkohol im Spiel ist«, begann Edgar mit dem nachdenklichen Tonfall eines alten Philosophen, »kann der Abend auf zwei verschiedene Arten enden.«

Als Edgar abbrach, sah sich Niv in Zugzwang. »Tja, entweder«, brachte sie nach einer kurzen Bedenkzeit zögerlich hervor, »gelingt es dir, dich zu benehmen – dann hast du am nächsten Morgen das Gefühl, den Abend verschwendet zu haben –, oder du begehst Fehler.«

»Genau richtig«, sagte Edgar. In seiner Stimme lag etwas, das

Anerkennung sein mochte. »Man sieht durch den Alkohol auch im übertragenen Sinne doppelt: Der Weg gabelt sich, und je nachdem, woher man kommt, erscheint der eine oder der andere der richtige. Ich bin heute in der Stimmung für Fehler, das merk' ich ganz deutlich, also bleib' ich lieber, wo ich bin.«

»Ich fürchte, ich bin in der gleichen Stimmung«, sagte Niv, »aber weniger weise als du.«

Und Edgar sagte: »Pass auf dich auf, okay?«

Eine Leuchtreklame mit anstößigem Slogan hüllte den Eingangsbereich des Postrockcafés in diffuses, rötliches Licht. Der dumpfe Puls des Basses drang die holprige, gepflasterte Treppe hinauf, die, links und rechts von kunstvollem Graffiti begleitet, ins Kellergewölbe führte. Sie erinnerte an den Zugang einer zwielichtigen Altstadtunterführung, abzüglich des Gestanks von Seiche.

Miro und Niv saßen auf dem Ledersessel – Miro darin, Niv auf der Rückenlehne – und tranken abwechselnd Marillenwein. Sie hielt die Flasche gegen das Licht: Viel war nicht mehr übrig, doch wenn sie ehrlich war, hatte sie genug. Sie stieß Miro mit ihren schwarzen Ballerinas an und reichte ihm den Wein. »Der Rest ist für dich«, sagte sie und lehnte sich mit dem Rücken gegen die harte Wand. Sie hatte das Parfüm von Palo Santo und Vetiver aufgelegt, den Duft, der Miro nur allzu vertraut sein musste.

Niv liebte den Ort. Das Postrockcafé war eine Art Geheimtipp gewesen – von einer Ex-Freundin, die in diesen Kreisen nicht mehr zu verkehren schien –, und im Allgemeinen behielt Niv ihn für sich. Eigentlich spielte es keine große Rolle: Das Lokal war, selbst wenn man danach suchte, nicht einfach zu finden. Aufgrund der verborgenen Lage sowie in Anbetracht der Musik, die hier gespielt wurde, war es nicht verwunderlich, dass sich die Zahl der

Gäste in Grenzen hielt. Durchaus verwunderlich war es andererseits, dass das Café so lange existierte. Edgar hatte, wenn auch nur im Scherz, den Verdacht geäußert, dass es diesbezüglich nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Niv war geneigt, ihm zu glauben.

Das Café teilte sich in zwei Bereiche: L'Enfer, dem Kellergewölbe, und Le Ciel, dem oberen Stockwerk, das über eine unscheinbare, schmale Außentreppe zu erreichen war und eine gediegenere Atmosphäre sowie eine hochwertigere Karte bot. Niv verstand den Reiz beider Welten; unzählige Male hatte sie die Münze entscheiden lassen, wo sie ihren Abend verbringen würde. Oft war sie später aus dem Himmel in die Hölle hinabgestiegen und andersherum.

An diesem Abend hatte die Entscheidung nicht bei ihr gelegen. »Meinst du, sie kommt noch?«, fragte Miro, der den Blick über den Graulichtplatz schweifen ließ.

»Tja«, antwortete Niv. Es wäre besser, wenn nicht. Aske hier, Aske da; es gab kaum noch ein anderes Thema.

Niv erkannte deutlich, wie sie sich in jemanden verwandelt hatte, der sie nie wieder hatte sein wollen. Doch es war nichts zu machen, es hatte sie überwältigt: Erfüllt von Neid, von Missgunst sogar, lehnte sie den Kopf an die Wand und schloss die Augen. Alles um sie herum schien sich zu drehen, selbst die Musik. Aus dem Gefühl der sich drehenden Welt entwickelte sich ein Gefühl der Übelkeit. Sie nahm sich vor, nur noch Wasser zu trinken, überzeugt davon, dass es ihr nicht gelingen würde. Sie dachte an den Kater am nächsten Morgen. Was Freude bereitet, dachte sie, hat immer eine Schattenseite. Die Kollateralschäden des Glücks waren unvermeidlich.

Miro schien im Gegensatz zu Niv in bester Verfassung, obwohl er nicht weniger getrunken hatte. Er bemerkte nicht, dass Niv den ersten Auswirkungen des Rausches anheimgefallen war, zu sehr war er in sein Smartphone vertieft. Das neueste Modell, glaubte Niv zu erkennen – mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Geschenk von Richard. Er installierte eine App nach der anderen, und nebenbei schrieb und schrieb er, mit wem auch immer, vielleicht mit Fleur, vielleicht mit Edgar, vielleicht mit irgendjemandem, den man nicht kannte, mit irgendwelchen Mädchen, um Freundlichkeiten auszutauschen, die zu nichts führten; er verschwendete seine Zeit, die Zeit der Mädchen und Nivs.

Ihr Herz begann zu rasen, nachdem dieser Gedanke formuliert war. Sie hatte sich mit Miro in der Stadt verabredet! Sie waren gemeinsam hergekommen – für andere nicht ungleich eines Pärchens –, und deshalb hatte sie seine Aufmerksamkeit verdient, oder etwa nicht? Und für gewöhnlich verhielt sich Miro nicht so. Für gewöhnlich blieben er und Niv, wenn sie zu zweit unterwegs waren, ununterbrochen in Gespräche vertieft, Gespräche über die Band, über Fleur, über Freunde und Bekannte, über wichtige Themen des alltäglichen Lebens und alle möglichen Themen der Philosophie.

Und nun sah er sie nicht einmal an! Sie hatte sich eigens für die taillierte Flanellbluse entschieden, die Miro gefiel, für den »femininen Holzfällerlook«, wie er es bezeichnet hatte, der einem Mädchen wie ihr – was immer er gemeint haben mochte – gut stehe. Ihre zitternden Finger öffneten den dritten Knopf und den vierten – darunter trug sie nichts –, und vielleicht hätte sie etwas tun sollen, das nüchtern zu viel Mut erforderte. Etwas, das dumm war und das nicht zu ihr passte. Warum nicht? Das Beste am Rausch, fand Niv, war das trügerische Gefühl, keine Verantwortung zu tragen, am wenigsten für das eigene Handeln. Doch obwohl Niv betrunken war wie lange nicht mehr, tat sie nichts, was

nüchtern zu viel Mut erforderte. Nichts, was dumm war und nicht zu ihr passte. Sie dachte an das Ende von *Ephemer*, in dem der Bass mit wilder Intensität den starren Strom eines Gitarrentremolos begleitet.

Die Stille wog immer schwerer, oder war es das Gewicht der vergeudeten Zeit, das Niv auf sich lasten glaubte? Ihr war, als umgäbe sie nicht mehr die gewöhnliche Luft, sondern etwas, das kaum zu atmen war und das ihre Venen mit einem Gift füllte, das ihre Muskeln ermattete und ihre Gedanken auf bizarre Bahnen lenkte. Die Vorfreude, die sie genossen hatte, als sie diesen Abend mit Miro plante, war ohne jeden Rest verschwunden. In ihrem Herzen hatte Nacht Einzug gehalten, schwarzverhangen, nicht die verstohlene Romantik eines sternenklaren Spätsommerabends mit Burgunder und Schnaps und einem lang vertrauten Freund.

Es ist immer eine Kopfsache, sagte sie sich, auch wenn es woanders wehtut. Und welches Recht hatte gerade sie auf Eifersucht? Sie sagte keinen der Sätze, die ihr in den Sinn kamen, mit denen sie spielte, die sie mit Wirkung vollzustopfen versuchte, damit sie ins Schwarze trafen. Sie riss Miro nicht die Flasche aus der Hand und leerte sie, hoffend, der Alkohol würde töten, was allmählich von ihr Besitz ergriff.

Es war aussichtslos. Niv krallte sich in das raue Leder und begann zu weinen. Erst rann ihr eine einzelne Träne über die Wange, dann entfuhr ihr – das Letzte, was sie wollte – ein Klagelaut, der einem Schluchzen glich.

Miro wandte sich um; mehr konnte Niv kaum erkennen. Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen, und durch die Finger sah sie nur verschwommen. Schwäche zu zeigen erschien ihr in einer Sekunde richtig, ein befreiendes Gefühl, ohne das sie vor Melancholie zu bersten drohte, und in der nächsten nicht mehr. Eine ganze

Weile geschah nichts, bis Miro sich schließlich dazu durchrang, sie zu umarmen, die Arme um sie zu schlingen; das brachte die Dämme zum Bruch: Niv presste Miro ebenso an sich und ließ den Tränen, dem Heulen und dem Schluchzen freien Lauf. Sie glaubte, noch nie so sehr geweint zu haben.

»Hey ...«, flüsterte Miro, doch es half wenig. Er seufzte. Räusperte sich. Doch sagte nichts weiter.

Niv nahm ihm das Schweigen nicht übel. Vielleicht hätten Worte keine Wirkung gehabt; auch so versiegten nach und nach die Tränen. Sie blies ihren warmen Atem über Miros Schulter, der sie fest in den Armen hielt. Kaum begann ein wenig Ruhe in Nivs Herzen einzukehren, hörte sie, wie die Eingangstür sich mit einem Quietschen öffnete, aufgedrückt wurde von einer zierlichen Gestalt, die dazu, wie es schien, einiges an Kraft aufzuwenden hatte. Von draußen drangen Straßenlärm und Gelächter hinein, bis das Donnern der zufallenden Tür den Eingangsbereich erschütterte.

Dann herrschte Stille.

Niv blickte auf, blinzelnd. Im rötlichen Licht stand Aske, die in Begleitung gekommen war: eines Mädchens mit dunklem Haar und Mandelaugen, einen halben Kopf kleiner als Aske und beinahe ebenso hager. Sie trug ein Oberteil mit tiefem Ausschnitt – viel zu sehen gab es nicht – und weiße Hotpants. Die beste Freundin!, fiel es Niv ein. An den Namen erinnerte sie sich nicht.

»Hi«, sagte Aske mit einiger Überraschung in der Stimme.

»Hi«, antwortete Miro.

Niv wand sich unwirsch aus Miros erschlafter Umarmung. Sie entriss Miro die Flasche Marillenwein und hüllte sich in angespanntes Schweigen.

»Oh je«, sagte das asiatische Mädchen mit aufgesetzter Heiterkeit. »Wird hier etwa Zeit verschwendet?« Sie trat näher, bedachte Niv mit einem aufmunternden Lächeln. »Der Abend ist noch viel zu jung für Tränen.«

Niv musste blinzeln, als sie in den feinen Dunst des Gewölbes traten, und rieb sich mit dem Unterarm die geröteten Augen; so sah sie das Mädchen zu spät, das mit zwei Litergläsern auf die Gruppe zugewankt kam. Ein Schwall Bier schwappte über, platschte auf den Boden und traf Schuhe und Hosenbeine; keine der beiden entschuldigte sich.

Am Tresen standen einige Mädchen, leicht bekleidet, umgeben von Männern, die hofften, die Heimreise nicht allein anzutreten. Laternen in der Nacht und Ungeziefer, das sie umschwirrte. Ungeduld lag in den Blicken der Nachtschwärmer, die sich alle Mühe gaben, die Mädchen zum Lachen zu bringen. Manche von ihnen mussten so alt sein wie die Väter. Manche vielleicht noch älter.

Gäbe Niv sich wie diese Mädchen, würde man auch sie umgarnen? Die Frage, in welcher Liga sie hinsichtlich ihres Äußeren spielen mochte, stellte sie sich dann und wann. Gemessen an der Anzahl der Ex-Freundinnen bestand kein Zweifel an ihrer Anziehungskraft; was aber, wenn sie sich zum größten Teil in ihrer Verwegenheit und Unverblümtheit begründete? War sie je unvermittelt angesprochen worden, oder war es immer an ihr gewesen, den ersten Schritt zu tun? Vielleicht traute sich niemand an sie heran. Niv fragte sich, von wem sie diesbezüglich eine ehrliche Antwort zu erwarten hätte.

Eine Glühbirne flackerte nervös über dem alten Holztisch, an dem das Grüppchen Platz genommen hatte. Niv blickte eine Zeit lang direkt hinein. Die Übelkeit war verflogen, doch stimmte nun etwas anderes nicht mehr. Sie nahm die Kellnerin nur am Rande wahr, die aus dem Dunst trat und sich, noch immer kaum mehr

als ein Schatten, über den Tisch beugte, um die Bestellung aufzunehmen.

Ohne dass dieser merklich Notiz davon nahm, rückte sie näher an Miro heran. Während er ins Gespräch mit Aske und dem anderen Mädchen vertieft blieb, blickte Niv sich um. Es war schwierig, irgendetwas im Grau des Dunstes auszumachen, das sie umgab. Sie sah nichts als verschwommene Lichter und Silhouetten. Das Gemisch aus Bässen und Lärm und Gelächter drängte Niv in eine unangenehme Passivität. Obwohl sie das *L'Enfer* kannte wie ein zweites Zuhause, fühlte sie sich mit einem Mal wie eine verängstigte Katze in einer Welt voller größerer Raubtiere. Der Puls raste. Sie fiel in Starre, fixierte den Tisch vor sich, in den mit spitzen Gegenstände dummes Zeug eingeritzt war. Schon oft hatte sie die Sprüche gelesen, und doch hätte sie sich nicht an einen einzigen erinnern können.

»Es möge nützen«, sagte das andere Mädchen, als sie das Glas erhob.

»Cheers«, antwortete Aske.

»Cheers«, antwortete auch Miro.

Niv drängte sich die Frage auf, weshalb sie nicht auf dem Heimweg war. Was sollte man im Postrockcafé – in irgendeiner Kneipe, in irgendeiner Gesellschaft –, wenn man nicht trank? Als sie geradezu körperlich zu spüren meinte, wie die Sekunden unwiederbringlich verstrichen, legte sie Miros die Hand auf die Schulter und entfernte sich.

Die Nachtluft war angenehm kühl, als sie durch Nivs klammes Haar zog. Sie hätte gleich hinaus-, nicht hinuntergehen sollen, nachdem sie die Übelkeit befallen hatte. Über das Holzgeländer gelehnt, atmete sie in tiefen Zügen den Moment der Einsamkeit; jedes Mal schien ein wenig Nüchternheit und – trotzdem, dachte sie – ein wenig Leben in sie zurückzukehren.

In der Stille versuchte sie, klare Gedanken zu fassen. Nahm sie sich das alles zu sehr zu Herzen? Angesichts dessen, was bevorstand, waren es Banalitäten! Niv hörte gern von den Hoffnungen und Ängsten -, mit denen Fleur und Miro sich trugen, neigte sie auch selbst nicht dazu, sich über Empfindungen zu äußern, die in der Ungewissheit der Zukunft vor sich hin schwebten, und wo die Freunde in Euphorie verfielen ob der Möglichkeiten des Palais, hatte Niv geschwiegen, doch tatsächlich teilte sie die hoffnungsvolle Perspektive. Auch sie glaubte fest daran, dass sich alles, was gut war, noch zu einem Besseren entwickeln sollte. So innig diese Beziehungen bereits waren, so sehr sich Niv bereits hier draußen alle Mühe gab, eine gute Freundin zu sein, eine loyale Mitstreiterin, im Palais konnte die Vertrautheit nur die wunderbarste Tiefe annehmen. Wie sollte da Aske ins Bild passen? Wäre es nicht absolut unvermeidlich, dass die geradezu familiäre Konstellation gestört würde durch die fremde Person, erschüttert, dass sie in völlige Unordnung geriet? Nichts fiel Niv ein, das man sich davon hätte versprechen können, dieses Mädchen einzuweihen, und vieles, das sich aus guten Gründen befürchten ließ.

Jemand hinter Niv räusperte sich. Eine beleibte, ja aus der Form geratene Frau mit dunkler Haut, dunkler als Nivs, lehnte in der Eingangstür und steckte sich eine Zigarette an. Eine Zigarette zwischen den Fingern, fand Niv, besudelte jede Frau mit zäher Hässlichkeit; dass die Leuchtreklame einen faltigen Schleier aus Sepiabraun und Schwarz auf das aufgequollene Gesicht legte, als sie, den Qualm gen Himmel spie, trug das Übrige bei. Niv dachte an einen Drachen, dessen Feuer erloschen war, einen Drachen, der ein weites Kleid und Stöckelschuhe trug, die Fingernägel – lang

und leicht gebogen – rot lackiert. Als er näherkam, schlug Niv der Gestank von kaltem Rauch und Schwefel, von herbem Parfüm und Schweiß entgegen. Die Nüstern weiteten sich, als er einen tiefen Atemzug nahm. Um den gewaltigen Lederhals hing ein schweres Herz aus Gold

Sie standen einander gegenüber, die Alte mit der Zigarette im Mundwinkel und Niv mit der Frage, wie sie sich einem Gespräch entziehen konnte. Eine Prise Asche rieselte auf die Pflastersteine. Für gewöhnlich hätte Niv zumindest einen Gruß ausgesprochen, doch brachte sie kein Wort hervor.

Schweigend deutete die Alte auf die Uhr, die Niv am Arm trug. »Schicke Uhr hast du da. Ein Geschenk? – Oh, keine Sorge«, sagte sie und zeigte die gelben Zähne, »ich werde nicht versuchen, dich zu bestehlen.« Sie zog an der Zigarette. Um ihr Handgelenk trug sie nichts. »Zeit ist das Wichtigste im Leben«, sagte sie. »So ein kurzes Wort für etwas mit so viel Bedeutung. Und doch verschwendest du die Hälfte davon. Du wartest darauf, dass dieses oder jenes geschieht. Wie kann Ungeduld nur etwas sein, für das man gescholten wird? Ungeduld scheint mir das Natürlichste überhaupt für ein Lebewesen, das um die begrenzte Dauer seiner Existenz weiß.«

Niv stimmte dem zu, in Gedanken.

»So vieles im Leben ist kaum mehr als ein Spiel«, fuhr die Alte fort, »und diese Spiele nehmen sehr viel Zeit in Anspruch.« Sie deutete auf den Eingang des Postrockcafés. »Es war nicht die bloße Gesellschaft, die du zum Ziel hattest, als du heute Abend hergekommen bist, und auch nicht die Freiheit des Alkohols. Du wolltest mehr. Lechztest nach irgendwas. Vielleicht weißt du nicht genau, was es ist, aber was du heute erlebt hast, das war es nicht. Du hast nichts erreicht, nur Zeit verschwendet.«

Niv schenkte der Alten ein mattes Nicken. Es war eine Binsenweisheit: Jeder Mensch wollte immerzu mehr als das, was er hatte. Und dennoch, irgendetwas hatten die Worte in Niv aufgewirbelt. Sie fühlte sich mit einem Male empfänglich für ein wenig mehr dieser Melancholie. Sie wollte hören, was die Alte noch zu sagen hatte. Mit dem Rücken ans Holzgeländer gelehnt, lauschte sie der dunklen, rauen Stimme, die sagte:

»Irgendwann bist du verzweifelt genug, die Dinge selbst in die Hand nehmen zu wollen, aber glaub mir, daraus wird selten was. Die Initiative zu ergreifen, wird ohne Grund glorifiziert; in Wirklichkeit machst du dich zur Närrin und erntest Enttäuschung. Reue und Sorge.«

Niv verzog den Mundwinkel und seufzte. Ein Hauch von Mitleid war da; mehr vermochte sie dieser Fremden gegenüber nicht aufzubringen.

»Hast du einen festen Freund?«, fragte die Alte unvermittelt.

»Nein«, antwortete Niv. Mit einem Zögern sagte sie: »Ich habe niemanden. Nicht wirklich jedenfalls.«

Die Alte nickte mit einem schiefen Lächeln. »Du drückst dich vielleicht rätselhaft aus! Ich will nicht weiter fragen, aber den Missmut in deiner Stimme, den überhört man nicht.«

Ein jäher Windhauch ging durch Nivs Haar und brachte sie zum Zittern. Sie fuhr sich mit den Fingern durch die verwehten Strähnen und versuchte, eine gewisse Ordnung wiederherzustellen. Im trüben Licht einer Laterne glänzten leere Bierflaschen und Scherben; ein Mülleimer quoll über. »Verliebtheit«, sagte Niv, »ist nur die Angst, jemanden nicht zu bekommen, und Liebe die Angst, jemanden zu verlieren. Mehr ist da nicht. Und was wir eine tiefe Verliebtheit oder eine tiefe Liebe nennen, ist das Gleiche, nur mit Eifersucht.«

Die Alte schüttelte ungläubig den Kopf und wandte das Gesicht ab. »Es wird kälter«, stellte sie fest.

»Kann sein«, sagte Niv. »Ach, wie ich diese ersten Zeichen von Herbst hasse! Ich muss immer unheimlich viel Musik schreiben, um den verdammten Oktober zu überstehen.« Sie zwang sich zu einem Lächeln.

```
»Wie heißt du, Mädchen?«
```

»Niéve «

»Jewe?«

»Niéve.«

»Ah.« Die Fremde räusperte sich abermals. »Natürlich.« Sie ließ den Zigarettenstummel auf den Boden fallen und trat ihn aus.

Niv erkannte, als das Licht darauffiel, die Furchen und Risse auf dem Leder der Stöckelschuhe.

»Also dann, Mädchen.« Ein weiteres Räuspern, ein Ächzen beinahe. »Die Zeit drängt. Ich hoffe, du findest, wonach du suchst.«

Nachdem die Alte ihr Kleid gerichtet hatte und wieder im Café verschwunden war, ließ Niv sich auf den Boden sinken. Sie lehnte sich an die Mauer, kreuzte die Beine. Betrachtete den Vollmond. Träumte vor sich hin, grübelte. Eine betäubende Kälte zog in den Stoff des Hosenbodens. Nivs Gedanken wurden noch flüchtiger; sie dachte an dieses und jenes und kam nirgendwo nur ein Stück weiter. Bald spürte sie kaum noch etwas am Hintern und an den Schenkeln. Sich zu erinnern, wie Miro sie früher einmal berührt hatte, änderte nichts; immer mehr sehnte sie sich trotzdem nach seiner Nähe. Nach der Wärme seines Körpers. Sogar sich ihm hinzugeben, es zuzulassen, wenn er wollte, kam ihr für einen Moment, einen schwachen Moment in den Sinn. Merkwürdig, dachte sie, ausgerechnet jetzt.

Die Tür des Cafés öffnete sich, und heraus trat – Aske. Sie kam

allein. »Hey«, sagte sie, oder hauchte es vielmehr, als sie neben Niv Platz nahm, die Beine ausgestreckt. Das vierundneunzigprozentige Mädchen wirkte erschöpft, aber glücklich, wie jemand, der einen angenehmen Abend verbracht hatte und bereit war, heimzukehren. Wie ein Mensch, der nicht viel mehr wollte als das, was er hatte. »Ein schöner Himmel heute Nacht«, sagte sie, »sternenklar. Und der Mond!«

Niv hielt es für nicht mehr als das nächtliche Pendant zum Smalltalk übers Wetter. »Schon«, antwortete sie knapp.

Darauf nichts.

Gerade als sich die Mädchen, die sich kaum kannten, mit dem Schweigen abgefunden hatten, öffnete sich die Tür abermals.

Miros Lächeln war ein willkommener Anblick, der Niv mit wohligem Schauer übergoss. »Hier seid ihr«, sagte er. »Was für ein schöner Himmel heute Nacht«, sagte er und ließ sich neben Aske nieder, dass der Stoff seiner Kleider den ihren streifte.

Es mochte der schmerzlichste Stich sein, den Miro dem Herzen seiner besten Freundin je zugefügt hatte. Die Enttäuschung umschlang sie. Presste das Leben aus ihr, während sich ein Gespräch mit gesenkten Stimmen entsponn. Niv wandte sich ab. Sie war eine starke junge Frau, oder etwa nicht? Unabhängig und diszipliniert und über diese Art von Leidenschaft erhaben. Und schließlich nicht ernsthaft an Miro interessiert. Nicht gänzlich. Es war ein fünfzigprozentiges Interesse, höchstens ein siebenundsechzigprozentiges, je nachdem. Welches Recht hatte sie, einzuschreiten? Keins natürlich.

Natürlich jedes. Denn gab es nicht die Liebe in vielerlei Form, und warum sollte nicht, was Niv empfand, von gleichem Wert sein wie das, was Fleur empfand oder, vielleicht bald, Aske?

»Langsam werde ich müde«, sagte Aske. Miro ließ zu, dass sie

sich an ihn schmiegte, als würde es helfen. Ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter, als sie die lausigste Frage stellte, die man Miro stellen konnte: »Was machst du eigentlich so? Ich meine, beruflich.«

Ein hässliches Lächeln verzerrte Nivs Lippen.

»Wenn einen das Gegenüber nicht wirklich interessiert«, antwortete Miro, »fragt man nach Schule, Studium oder Arbeit.« Er seufzte. »Nur auf der Arbeit darf man wohl hoffen, nicht nach der Arbeit gefragt zu werden. Lass uns über wichtige Dinge sprechen.«

»Als da wären?«

»Kunst.«

Aske zögerte. Vielleicht lächelte sie, vielleicht begriff sie nicht sofort. »Das gefällt mir«, sagte sie schließlich.

»Ich weiß«, sagte Miro und fügte rasch hinzu: »Zumindest machst du den Eindruck.«

Aske schmunzelte ob des Kompliments. »Da hast du wohl das richtige Gespür«, sagte sie, die nicht ahnte, auf welche Weise Miro tatsächlich den Eindruck gewonnen hatte. »Manche Menschen sagen, ein Leben ohne Sex sei nicht lebenswert. Ich sage, ein Leben ohne Kunst ist es genauso wenig.«

Das waren keine dummen Worte. Auf Niv wirkte Aske trotzdem keineswegs wie jemand, der künstlerisch übermäßig interessiert war. Mochte sie auch ein paar Untergrundbands hören, ein paar experimentelle Filme oder abstrakte Gemälde gesehen haben – so viel zumindest hatte ihr Profil preisgegeben –, im Großen und Ganzen schien Aske Leonora Morgenroth, wenn man Niv fragte, ein durchschnittliches, allzu bodenständiges Mädchen zu sein. Auch hübsch war sie nicht, nicht auf die konventionelle Weise. Niv fühlte sich nicht besonders zu ihr hingezogen. Sie hätte sich – in einem weiteren schwachen Moment – verführen lassen, den ersten Schritt aber würde sie gewiss nicht tun. Warum sollte

Miro einem solchen Mädchen das Geheimnis verraten? Gab er sich mit weniger zufrieden als Niv, oder war er tatsächlich aufrichtig davon überzeugt, dass Arachnes Algorithmen das korrekte Ergebnis geliefert hatten?

Niv wusste die Antwort. Und gab auf, sah ein, dass keine Hoffnung bestand: Miro würde diesem Mädchen selbst gegen ihren Rat den Schlüssel anvertrauen, so viel stand bereits fest. Er glaubte an die Macht von Geheimnissen, die man miteinander teilte. Er offenbarte sein Wissen und sein Gedanken, ohne nachzudenken, ließ zu, dass er verwundbar wurde – und erntete Vertrauen. Das war seine Art, mit Menschen umzugehen, die ihm etwas bedeuteten. Niv verurteilte es keineswegs. Wenn sie ehrlich war, hatte Miro ihr Herz – seinen Teil davon – ebenfalls auf diese Weise erobert. »Wir sollten uns jetzt mal ein ruhiges Plätzchen suchen«, schlug sie vor. »Und über was Wichtiges sprechen.«

Miro wandte sich zu ihr um, lächelnd. »Bist du sicher?«

»Du bist sicher. Das zählt.«

Miro runzelte die Stirn. »Niv, ich ...«

»Kommt schon«, sagte Niv und sprang auf. »Bevor ich's mir anders überlege und doch noch eine Szene mache.«

Sie begaben sich zur nahe gelegenen Kirche, keine Minute vom Postrockcafé entfernt. Dort nahmen sie auf der Treppe Platz, auf den kalten Stufen, die zur Pforte hinaufführten. Ein ruhiges Plätzchen war es tatsächlich, halb verborgen hinter Mauern und Buschwerk. Der Lärm der Straßen und der Nachtschwärmer war zu einem leisen Hintergrundrauschen abgeklungen.

Miro und Niv stellten ihre Fragen, und Aske, die dazwischen saß, gab Antwort. Es war ein regelrechtes Kreuzverhör. Sie fragten nach Freundschaft und Liebe, nach Zerwürfnissen und Melancholie, nach Kunst im Allgemeinen und nach ihren Lieblingswerken,

woraufhin sie manches Album nannte, das der Allgemeinheit unbekannt, Miro und Niéve jedoch vertraut war, manchen Roman, den Miro schätzte und manchen Film, dem Niéve etwas abgewinnen konnte. Dann begann man, weil man gerade so schön im Gespräch war, philosophische Fragen zu stellen, und schließlich, in erster Linie der Vollständigkeit halber, politische. Miro nickte wohlwollend, Niv hingegen gab sich nicht zufrieden mit halbherzigen Offenbarungen. Sie hakte nach, bohrte tiefer. Versuchte, dieses Mädchens zu ergründen, das auch sie, wenn die Spinne richtig lag, bei einem Ergebnis von siebenundachtzig Prozent hätte lieben müssen wie eine beste Freundin.

Es brauchte noch eine Weile, ehe die scharfsinnige, mal unverfrorene und mal schüchterne Art, die Substanz der Rechtfertigungen, die nicht zu den jungen Augen passte, und das tiefe, wenn auch wenig beeindruckende Dekolleté unter der Lederjacke, das Miro offenbar dennoch um den Verstand brachte – denn wie sonst hätte sich erklärt, wie ungeschickt er sich mit den Worten anstellte? –, ihre Wirkung schließlich auch bei Niv entfalteten. Doch je weiter Niv der Verstand hingegen aufklarte, je nüchterner sie die Dinge betrachtete, desto einfacher wurde es, Aske die Zuneigung entgegenzubringen, die sie, man musste es anerkennen, verdiente. Nivs Maske von Missgunst und Marillenwein, von der Leidenschaft eines schwachen, betrunkenen Mädchens hatte ihren Klammergriff gelöst und war von ihrem Antlitz gefallen. »Ich habe keine weiteren Fragen mehr«, sagte sie mit einem Lächeln.

»Endlich«, sagte Aske und seufzte. »Das war ein ziemlich langes Interview. Wozu habt ihr mich das alles gefragt?«

»Betrachte es als eine Art Prüfung«, antwortete Miro mit einem Lächeln. »Die du bestanden hast.«

»Mit Bravour«, ergänzte Niv. »Einige deiner Antworten haben

mich sehr beeindruckt.«

»Vielen Dank.« Eine Mischung aus Stolz und Skepsis lag in Askes Stimme.

Niv fischte ihr Smartphone aus der Hosentasche und öffnete Arachnes Auswertung. »Was du hier siehst«, sagte sie und zeigte Aske den Bildschirm, »ist die Rangliste der Spinne. Wir haben die Profile aller Mädels im Umkreis von fünfzig Kilometern ausgewertet. Du hast den ersten Platz belegt. Vierundneunzig Prozent Übereinstimmung mit Miros Ideal. Und nicht viel weniger mit meinem«, fügte sie hinzu.

Askes Erstaunen war aufrichtig; das Mädchen war keineswegs so eingebildet, wie sie es hätte sein dürfen. »Ihr habt einen Crawler mit Matchingfunktion verwendet?«

»Si.«

»Was für ein Aufwand, um eine einzige Person ausfindig zu machen. Ist das rechtlich überhaupt erlaubt?«

Da war selbst Miro überfragt. »Nun ja«, sagte er, »die Details kenne ich nicht. Richard hat die Programme schreiben und ausführen lassen.«

Niv setzte ein hämisches Grinsen auf. »Es spielt auch keine Rolle«, sagte sie in scharfem Ton, »ob es erlaubt war oder nicht.«

Aske ging auf die Provokation nicht ein. »Wer ist denn eigentlich dieser Richard?«, fragte sie.

»Ein Freund von mir«, antwortete Miro. »Richard von Hardenberg. Ein größerer Perfektionist noch, als ich verflucht bin, einer zu sein. Die Berechnung kann nur stimmen, Aske. Du bist es.«

»La adecuada«, hauchte Niv mit gespielter Bedeutsamkeit.

»Die ...?«

»Die Auserwählte.«

Aske verstand nicht. Natürlich nicht; wer tat das schon?

»Warum du die Auserwählte bist«, sagte Niv, »kann ich dir im Detail nicht sagen. Ich weiß nicht mal, ob Richard es könnte. Die Maschine ist zu dem Ergebnis gekommen, dass du Miros ähnlich bist, und wer sind wir, das in Frage zu stellen? Es steckt eine durchdachte Programmierung dahinter. Es hat mit vielen Aspekten deiner Persönlichkeit und deines Lebens zu tun. Ich schätze, bei einer so hohen Übereinstimmung werden wir im Handumdrehen herausgefunden haben, wo die gravierenden Ähnlichkeiten bestehen.« Sie sah Miro an, als sie hinzufügte: »Und wo nicht.«

»Wie dem auch sei«, sagte Miro, da es Aske offenbar die Sprache verschlagen hatte. »Nehmen wir die Tatsache einfach hin, dass du, aus welchen Gründen auch immer, die richtige Person für die Position bist.« Er legte Aske die Hand auf die Schulter. »Was ich dir jetzt verraten werde« – es klang beinahe zeremoniell –, »ist allein für deine Ohren bestimmt. Kannst du versprechen, das Geheimnis zu bewahren?«

»Selbstverständlich«, antwortete Aske. »Aber solltest du das nicht schon wissen?«

Natürlich hatte sie recht. Wenn Arachne eine so hohe Übereinstimmung berechnet hatte, musste Aske durchaus in der Lage sein, das Projekt zu verstehen – und weshalb es entscheidend war, kein Wort darüber zu verlieren. Miro begann, ihr darzulegen, was es mit dem Palais auf sich hatte. Mit Richards Projekt. Mit dem Konzept der Auserwählten. Aske hörte zunächst skeptisch zu, dann immer gebannter.

Am Ende der Erklärung blickte Miro in einen Ausdruck der Verblüffung. Ein Ausdruck lag auf Askes Gesicht, als hätte sie nie in ihrem Leben etwas Wundersameres gehört. »Aber nein«, sagte sie dennoch, als Miro den Schlüssel überreichen wollte, »das kann ich nicht annehmen. Nicht dass ich genau im Bilde wäre, was es

mit diesem Schlüssel oder diesem sogenannten Palais auf sich hat, aber es scheint mir kein Geschenk zu sein, das man leichtfertig annimmt.« Sie sah Niv, dann Miro erwartungsvoll an, doch beide enthielten sich eines Kommentars. »Na schön«, fuhr sie fort, »ich verstehe, dass ihr nicht alles im Detail erklären könnt – oder wollt? –, also muss ich jetzt eine Entscheidung auf einer so schwachen Grundlage treffen, dass ich auch eine Münze werfen könnte.« Eben das tat sie, nachdem Niv und Miro abermals keine Hilfestellung leisteten. Aske verzog, als sie das Ergebnis sah, den Mund. »Tja, dann soll es eben so sein!«, seufzte sie. »Ich verspreche aber nicht, dass ich konsequent bleibe. Es kann gut sein, dass ich im Nachhinein noch beschließe, eurer Einladung doch nicht Folge zu leisten, zumal sich die Entscheidung ja nur durch Zufall begründet. Wenn das in Ordnung ist, nehme ich das Ding eben.«

Miro drückte Aske den Schlüssel in die Hand. Den kleinen goldenen Schlüssel, der ihr den Weg zum Palais öffnen würde. »Das Portal zum Palais findest du am Ufer des Sees, wo die Laternen einen Kreis bilden«, sagte Miro. »Du wirst es schon finden, da bin ich sicher. Es wird nur morgen funktionieren, also komm nicht zu spät.«

Aske öffnete die Lippen, doch Worte folgten nicht.

»Ich sehe dich überwältigt«, sagte Niv. »Ein gutes Zeichen.«

»Ich ...«, begann Aske und schluckte. »Das klingt alles atemberaubend«, sagte sie, »wirklich. Als wäre ein Leben in greifbarer Nähe, wie es sich jeder Mensch wünscht. Nicht jeder«, korrigierte sie sich, »aber bestimmte Menschen – zu denen ich mich zähle, oh ja! Trotz der Geheimniskrämerei hätte ich nicht gedacht, dass es um so was ... Bedeutendes gehen würde, so was Wesentliches.« Hatte auch zunächst ein Funke Freude in ihrem Blick gelegen – je länger sie sprach, desto mehr Trübsal legte sich in ihre Stimme. »Ich dan-

ke euch sehr für das Vertrauen«, sagte sie schließlich, »ich weiß es wirklich zu schätzen. Aber, ach, ihr seht ja, wie ich mit mir hadere! Dass ich nicht sicher bin, ob ich mich zu euch gesellen kann.« Sie seufzte. »Seht ihr, es würde alles verändern, einfach alles. Ich würde das Leben, das ich jetzt führe, aufgeben müssen, oder etwa nicht?«

Miro nickte. »Das wäre der Fall.«

»Es gäbe kein Zurück«, sagte Niv. »Zumindest könntest du nicht da weitermachen, wo du jetzt stehst. Viele deiner Errungenschaften im gewöhnlichen Leben wären für immer verloren.«

»Bin ich bereit diesen Schritt zu tun?« Aske senkte den Kopf und betrachtete den Schlüssel in ihren Händen. Sie hatten ihr alles verraten, und wenngleich sie das Geheimnis bewahren konnte, stellte es ein Risiko dar, sie nun ziehen zu lassen. Miro und Niv blickten einander an, ratlos.

»Macht euch keine Sorgen«, sagte Aske. »Wenn ich mich auch dagegen entscheide, ich behalte es für mich. Das schwöre ich. Ich schwöre es bei ...« Sie dachte einen Moment nach. »Ich weiß nicht, bei einem Raben, den ich zum Freund habe.« Mit diesen Worten erhob sie sich und steckte den Schlüssel in die Hosentasche. »Ich werde gründlich darüber nachdenken«, sagte sie. »Macht's gut.« Sie umarmte Niv und Miro und ging ihres Weges.

Als sie fort war, ließ Niv den Blick über den nächtlichen Kirchgarten schweifen. Über Muster schwarzblauer Blüten, von winzigen grauen Hecken umrandete Pflasterwege und den kleinen Teich, der im Schweigen lag wie eine Pfütze Nachthimmel, erzitternd – wie Niv – unter den sanften Winden. »Eine unerfreuliche Entwicklung«, sagte sie. »Die Kleine birgt mehr, als ich vermutet hatte. Kluge Antworten waren dabei. Und präzise formuliert.«

»Kluge Antworten«, wiederholte Miro, die Stimme gesenkt.

»Da sagst du was.«

Der Nachthimmel war wunderschön. Und das Silber des Mondes! Von dort aus, wo sie saßen, konnte man die Sterne sehen, die das Schwarz überzogen wie ein zerstreuter Hoffnungsschimmer. Ein weiterer Hauch zog durchs Geäst, drängte sich durch die Büsche und sprenkelte die Stille mit Heimlichkeit. Niv füllte ihre Lungen damit, verspürte plötzlich so etwas wie Liebe, wie Verbundenheit, vielleicht Hingabe – eines der merkwürdigen Gefühle, die aufkamen, wenn man sich in der richtigen Gesellschaft in Schweigen versinken ließ.

»Ich weiß nicht, weshalb ich das noch nie gefragt habe«, begann Niv mit ruhiger Stimme, »aber was hält eigentlich Fleur von der Idee?« Wenn sie auch davon überzeugt schien, dass es keine neben ihr geben konnte: Eine Seelenverwandte – de facto! – musste doch etwas sein, das selbst sie ernst nahm. »Macht sie sich überhaupt keine Sorgen?«

»Keineswegs«, entgegnete Miro, beinahe ein wenig beleidigt. »Seelenverwandtschaft und Liebe haben nichts miteinander zu tun. Im Gegenteil: Ich denke, Liebe braucht unbedingt eine gewisse Gegensätzlichkeit. So wie nur unterschiedliche Stoffe miteinander reagieren.«

Niv nickte. Sie dachte an das Ende von *Ewiglich*, in dem der Bass ein hohes, zweistufiges Glissando spielt, ehe er sich gemeinsam mit der Gitarre auf die Parallele der Tonika zurückfallen ließ. Dann nahm sie Miros Hand, gab ihm einen Kuss auf die Wange und sagte etwas, das dumm war und nicht zu ihr passte.

Da schwieg der Wind. Wie Miro.

Emilia sah unter dem Tisch auf das Display des Smartphones und stellte fest, dass es Punkt eins war. Noch fünfunddreißig Minuten. So sehr sich Emilia in der Rolle der Streberin gefallen mochte, gab es Dinge in ihrem Leben, die sie lieber tat, als einen trägen Unterricht über mathematische Themen über sich ergehen zu lassen, mit denen sie sich zu Hause bereits eingehend beschäftigt hatte.

»Und was genau«, fragte der Lehrer, mit den Händen auf das alte Holzpult gestützt, »bedeutet der Begriff Isomorphismus?«

Es war nur Emilia, die sich meldete.

Der Lehrer seufzte: »Fräulein Morgenroth.«

Emilia räusperte sich. »Beim Isomorphismus handelt es sich um einen bijektiven Homomorphismus.«

Der Junge zu ihrer Linken gab ein albernes Kichern von sich. »Tja, was denn nun, bi oder homo? Früher oder später sollte man sich auch mal entscheiden.«

Die Mitschüler lachten – am lautesten die anderen Jungen –; jemand klatschte in die Hände. Ach herrje!, dachte Emilia. Wie unreif sie alle waren!

Wie Emilia, knirschte auch der Lehrer mit den Zähnen. »Ihr tätet gut daran, diese Definition zu notieren«, grummelte er, während er Emilias Antwort wortgetreu an die Tafel kritzelte.

Emilia schlug die nächste Seite ihres Hefts auf und schrieb mit. In ordentlicher Handschrift notierte sie alles bis ins kleinste Detail. Auch Selbstverständlichkeiten, Fakten, die sie längst verinnerlicht hatte – als wären die Notizen für jemand anders bestimmt, oder als zöge sie ernsthaft die Möglichkeit in Betracht, eine Amnesie zu erleiden. Emilia war bewusst, dass diese Angewohnheit geradezu lächerlich war, doch kleine Unvernünftigkeiten, fand sie, durfte jeder sich erlauben.

Der Junge neben Emilia hatte demonstrativ den Kugelschreiber klicken lassen, mitnichten aber, um die Definition abzuschreiben, sondern um ein Mädchen im Mangastil auf die abgewetzte Pappe seines Collegeblocks zu zeichnen. Nachdem er das Gesicht und die riesigen Augen skizziert hatte, folgten die Konturen des nackten Leibes. Emilia fragte sich, ob er ein Mädchen mit solchen Proportionen, stünde es ihm gegenüber, tatsächlich anziehend finden oder das Weite suchen würde.

»Guck doch einfach weg!«, blaffte der Junge sie an, als er sah, wie Emilia mit einem Ausdruck des Ekels hinüberschielte. »Das ist nichts für Kinder.«

Emilia zuckte die Schultern. »Ich sehe mich jeden Morgen im Badezimmerspiegel«, flüsterte sie. »Du bist es, der so was noch nie gesehen haben sollte. Wobei« – die Andeutung eines hämischen Lächelns stahl sich ihr auf die Lippen – »wenn ich mir die Zeichnung so ansehe, hast du wohl auch noch keinen allzu genauen Blick auf ein nacktes Mädchen geworfen. Was ich mir aber, alle Möglichkeiten in Betracht ziehend, auch wieder nicht vorstellen kann.«

»Sag mal«, zischte der Junge, »was soll das bitte heißen?!«

»Also …!«, schrie der Lehrer mit durchdringender Stimme, als er herumfuhr.

Emilia und der Junge zuckten zusammen. Die braun behaarten Hände – Gorillapranken! – in die Hüften gestemmt, stapfte der Lehrer an den Tisch des Jungen. »Ein so besonders aufmerksamer Schüler bist du nie gewesen, mein Lieber, aber in letzter Zeit stiftest du nichts als Unruhe!« Er warf Emilia einen flüchtigen Blick zu und gab einen Seufzer von sich. Den Störenfried neben die Streberin zu setzen, hatte wohl nicht die gewünschte Wirkung erzielt. »Block aufgeschlagen und mitgeschrieben, junger Mann!« Die Stimme des Lehrers glich einem Donnergrollen. »Eine gute Schulbildung ist unbedingt notwendig für dich«, sagte er kopfschüttelnd, »denn um die Kunstkarriere scheint es mir, ehrlich gesagt, schlecht bestellt.« Von Gelächter begleitet, schritt der Lehrer zurück zur Tafel und schrieb die Hausaufgaben an.

Der Junge schielte nach einer Weile erneut zu Emilia herüber. »Hey, Emmy«, flüsterte er.

- »Emilia«, korrigierte sie.
- »Hast du eigentlich dieses Gerücht gehört?«
- »Tja, welches?«
- »Du kennst doch dieses Anwesen jenseits des Sees, mit den ganzen Laternen entlang des Ufers?«
  - »Ist ja kaum zu übersehen.«
  - »Nun ja, man erzählt sich, es sei eine Art Club.«

Emilia hob eine Augenbraue. »Okay.«

- »Wirklich!«, bekräftigte der Junge. »Es soll ein Club für einen ziemlich elitären Kreis sein: Reiche Schnösel, Intellektuelle, Künstler und so weiter. Und, na ja, da soll natürlich ziemlich die Post abgehen, wenn du verstehst, was ich meine. Solche Leute wissen sich die Zeit zu vertreiben.«
- »Du hast zu viele Filme gesehen«, spöttelte Emilia. »Es ist ein ganz normales Anwesen.«

»Ist es eben nicht«, beharrte der Junge. »Mein Bruder hat's mir erzählt, und der hat's von einem Kumpel, der jemanden kennt, der dort war. Als Architekt oder Konstrukteur, glaube ich – oder

als Bauarbeiter, kann auch sein. Jetzt, wo alles fertig ist, braucht man jedenfalls eine Einladung oder einen Code oder so, um reinzukommen. Tja.«

Emilia warf dem Jungen einen skeptischen Blick zu. »Ich glaube, man braucht einfach Geld«, sagte sie.

»Vielleicht spielt Geld eine Rolle«, räumte der Junge ein. »Aber wie auch immer, ich wollte dich nur teilhaben lassen an dem, was ich gehört habe.«

»Wenn es wirklich so wäre, wie du sagst«, flüsterte Emilia, »hättest du es mir nicht erzählen sollen. Wenn es geheim bleiben soll, sollte man das respektieren.«

»Ach, Quatsch«, erwiderte der Junge schelmisch. »Die Geheimnisse anderer sind dazu da, gelüftet und weitererzählt zu werden.«

Es klingelte zum Schulschluss. Ohne ein Wort zu sagen, packte Emilia ihren Rucksack, auf dem das *Huntress*-Logo prangte, setzte den strohenen Bogart auf und verließ das Klassenzimmer.

Emilia stieg in den Bus und suchte, Blickkontakt vermeidend, einen einsamen Platz in diesem wackelnden Metallkasten. Der Gestank von Staub und Schweiß und allem anderen verschmolz zur Kakophonie, ab und zu von einem Lüftchen durchweht, das durch das gekippte Fenster drang. Von Bequemlichkeit konnte keine Rede sein; das Polster des Sitzes war dünn und erfüllte kaum seinen Zweck – sofern in Bequemlichkeit der Zweck bestand –, doch was sollte man tun? Es gab Dinge auf der Welt, die schlicht zu erdulden waren, und Emilia wollte nichts mit den Nieselpriemen gemein haben, denen das selten gelang.

Trotz Gestank und Unbequemlichkeit war Emilia bald in Fantasien versunken, ließ sich dahin und dorthin davontragen. Sobald

sie sich auf nichts Bestimmtes konzentrieren musste, vermochte sie es mit Leichtigkeit, die Gedanken zu befreien wie einen Vogel aus einem Käfig. Jeder Lufthauch trug sie zum nächsten, immer weiter, zuweilen höher, bis sie sich an und über Orten wiederfand, die niemand je gesehen haben konnte. Hin und wieder fragte sich Emilia, ob es anderen ähnlich ging. Woran die wohl dachten.

Als die Vorstadt sich lichtete, kam der Bus am See vorbei, auf dem das Glitzern der frühen Nachmittagssonne lag. Jenseits des Sees, hangaufwärts des Uferschilfes, erhob sich ein stolzer Wald in Jadegrün, mehr Blatt als Rinde. Die Bäume reckten die Kronen weit hinauf, wie um das geheimnisvolle Gebäude, über das man hörte, nach Möglichkeit zu verbergen. Oh, dachte Emilia mit einem Seufzer, wenn es nur wahr wäre! Im Klassenraum hatte sie sich skeptisch gezeigt, doch eigentlich liebte sie solche Gerüchte. Gerüchte über ungewöhnliche Menschen und Dinge und Orte; alles, was der Welt einen magischen Anstrich verlieh, war ihr höchst willkommen. Selbst wenn sich herausstellte, dass nichts davon der Wahrheit entsprach, waren solche Gerüchte noch Material für die Fantasie, aus denen sich Bilder malen ließen.

Ab und zu allerdings, selten, stellte sich tatsächlich heraus, dass etwas in der Welt existierte, das man nicht für möglich gehalten hatte, und wenn das geschah, überkam Emilia eine tiefe Ergriffenheit, in der sie, den Tränen nahe, nichts anderes mehr als glücklich war, jetzt zu leben und an diesem Ort, die Welt zu teilen mit außergewöhnlichen Zeitgenossen, als Zeugin so vieler Wunder.

Und in diesem Anwesen zu Hause zu sein, fern des täglichen Trotts und im Kreise schöner und kluger Menschen, die bald vertraute Freunde würden, schien das alles zu vereinen, schien ihr für den Moment das Einzige, was sie sich für ihr Leben vorstellen konnte, wenn sie es nicht – ach, wie die meisten es doch taten! –

verschwenden wollte.

Natürlich ahnte sie, dass es nur das naive Kind in ihr war, das die Hoffnung hegte, sich die Erfüllung dieses Traums durch fleißiges Studium erarbeiten zu können. In Wirklichkeit war es sehr unwahrscheinlich; man musste hineingeboren werden in den Reichtum, mit dem man sich die erhabene Ruhe und den vertrauten Kreis schöner und kluger Freunde leisten konnte.

Ihre Gedanken füllten sich mit immer neuen Träumen und immer neuem Trübsinn über deren Unmöglichkeit, bis sie, ihrem Ziel nahe, aus ihrer Trance erwachte. Sie signalisierte den Haltewunsch und schaute noch einen Moment aus dem Fenster, den Blick geschärft, auf der Suche nach den Details der vertrauten Umgebung. Es gab überall Geheimnisse zu entdecken, wenn man nur wollte! Einen schmalen, schlangenförmigen Weg aus kleinen weißen Steinen, der dicht an einem alten Häuschen vorbei in dessen verwilderten Garten führte. Wie es hinter den Hecken und Farnen wohl aussehen mochte? Emilia stellte sich eine moosbewachsene Laube vor und eine hölzerne Bank, und auf der Bank saß eine alte Frau, und die Frau blickte den Abhang hinunter und ließ Momente ihres Lebens noch einmal an sich vorüberziehen.

Pünktlich um vierzehn Uhr fünf hatte der Bus die kleine Siedlung erreicht, in der Emilia mit ihren Eltern und ihrer Schwester wohnte. Sie spazierte in aller Seelenruhe, die Hände in den Riemen ihres Rucksacks, die Straße hinab. Der Fahrer eines vorbeifahrenden Wagens winkte ihr zum Gruß; Emilia winkte zurück, unsicher, wer es gewesen sein mochte. Lieber einen Fremden grüßen, dachte sie, als einen Bekannten nicht. So war es in den Siedlungen.

Emilia fischte den Schlüsselbund aus der Tasche, um die Haus-

tür aufzuschließen. Sie zog die Sandaletten aus und legte den Hut auf den Schuhschrank. Vor ihre Zimmertür, die mit Postern und Aufklebern übersät war, ließ sie den Rucksack fallen und begab sich in die Küche. Sie nahm sich einen Apfel und biss hinein.

Steinerne Stufen führten geradewegs hinab. Das Herz des Gartens umrahmten außen die Kirschbäume und innen die Säulen aus Alabaster. In die Spitzen der Säulen waren Bügel geschlagen, die in der Sonne silbern glitzerten und ein Leinentuch über den Rasen spannten, das in jeder lauen Spätsommerbrise erzitterte. Im Schatten standen die Gartenmöbel aus Ebenholz. Auf der Liege hatte sich Emilias Schwester ausgestreckt. Sie trug die Sonnenbrille mit den bernsteinfarbenen Gläsern, bunte Festivalbändchen, Unterwäsche und Kniestrümpfe mit Streifen. Auf dem Beistelltisch, einer dünnen Steinplatte mit dem Muster eines Schachbretts, stand inmitten des Schlachtfelds ein Glas mit einem Rest Orangenlimonade. In der Oberstufe hatte man offenbar mehr freie Zeit – oder konnte sie sich nehmen.

»Hey, Em«, sagte Aske schlaftrunken, als Emilia nähertrat, und streckte sich. »Wie spät ist es?«

»Höchste Zeit«, gab Emilia zurück. Die übliche Antwort. Sie hatte vergessen, wann und warum sie damit begonnen hatte, doch brachte es Aske stets zum Lächeln. »Lust auf eine Partie?«

Emilia stellte das Glas beiseite und eröffnete mit dem Zug, der sich nicht nur gegen Aske bewährt hatte. Sie hatte es vermisst, mit ihrer Schwester zu spielen. Sieben Wochen konnten eine lange Zeit sein, wenn man jemandes Wiederkehr entgegenfieberte. Mehr als einmal hatte Emilia es bereut, nicht mitgeflogen zu sein, doch Aske hatte darauf bestanden, diese Reise allein zu unternehmen. Ein wenig Ruhe zu finden, ein wenig die Wildnis Norwegens zu erleben, ohne eine Ahnung, wohin sie die Pfade führen mochten.

Ob sie wirklich ein Gefühl von Abenteuer gefunden hatte? Gut möglich, dass Opa und Aske nach einer Phase des freudigen Wiedersehens in ihre eigenen Gedankenwelten entschwunden und dort ohne größere Unterbrechungen geblieben waren. Das Herumsitzen, das Romanelesen und Albenhören in der Waldhütte – vielleicht mit gelegentlichen Gesprächen über das Wetter und über Philosophisches –, das war es doch, worin die beiden die Erfüllung zu finden schienen, oder etwa nicht?

Es hatte nur wenige Züge gedauert, bis Emilia sich in eine vorteilhafte Stellung gebracht hatte. »Es war wohl spät gestern Abend«, sagte sie mit einem Grinsen.

»Ich habe jemanden kennengelernt«, sagte Aske. »Zwei eigentlich.«

Das war es, was Emilia an Aske am meisten schätzte: Wie ernst sie ihre Schwester trotz der Jugend nahm. Natürlich gab sich Emilia alle Mühe, mitzuhalten, Aske den Altersunterschied nicht spüren zu lassen. »Kennengelernt?«, fragte sie mit einem Zwinkern.

Aske lachte. »Nicht im biblischen Sinne«, sagte sie. »Wir haben ein interessantes Gespräch geführt, die beiden und ich.«

»Ein Pärchen?«

»Wenn ich das wüsste«, antwortete Aske nachdenklich. »Vielleicht kurz davor. Vielleicht kurz danach. Schwer zu sagen. Aber irgendwas war da bestimmt.«

»Du warst also eigentlich fehl am Platz«, sagte Emilia mit einem frechen Grinsen. »Du hättest gehen und jemand anders kennenlernen sollen.«

»Merkwürdigerweise war ich durchaus nicht fehl am Platz. Im Gegenteil.« Aske schüttelte den Kopf. »Sie nannten mich eine *Auserwählte*, kannst du das glauben?«

»Auserwählte!«, entfuhr es Emilia, »nanu! Das klingt ja doch

ein bisschen hochtrabend, meinst du nicht? Eigenartig jedenfalls.« Sie neigte den Kopf. »Zu was denn auserwählt, frage ich mich.«

»Das ist mir auch nicht ganz klar«, antwortete Aske. »Es scheint eine recht geheime Sache zu sein.«

Eine geheime Sache? Emilia dachte einen Moment nach. Sie fragte sich, ob eins und eins zusammenzuzählen waren. Die Wahrscheinlichkeit schien gering – tja, aber wer weiß? Ab und zu erlebte man solche Zufälle. »Lass dich auf nichts ein, was ich nicht auch tun würde«, sagte sie und behielt die Idee, die ihr im Kopf schwirrte und immer wildere, absurdere Form annehmen wollte, für sich.

»Stille Wasser sind tief«, sagte Aske. »Wenn wir ehrlich sind, haben wir doch beide keine Ahnung, was du tun würdest.«

Emilia platzierte ihren Springer am Rande des Spielbretts, sodass Askes Dame kein Ausweg mehr zur Flucht blieb. Ihr König war in seiner ursprünglichen Position verharrt und überblickte das wilde Gemetzel, das entfesselt worden war. Er befand sich noch nicht in unmittelbarer Gefahr, würde jedoch innerhalb zweier oder dreier Züge von Bauern und dem Läufer festgesetzt sein. Es gab nur eine einzige Chance, die sich Aske noch bot: Sie musste die Dame aufgeben. Ihr Turm mochte sich, sobald er zum Schutz des Königs bewegt wurde, bald zu einem ernsten Problem entwickeln. Sollte man nun bereits Vorkehrungen treffen? Möglicherweise bestand die Lösung darin, die Dame zu verschonen.

Aske schien die Situation nicht zu durchschauen. Oder hatte sie das längst? Emilia neigte dazu, nicht offensiv genug zu spielen, und fand sich häufig, ohne dass sie es kommen sah, inmitten eines groß angelegten und präzise geplanten Gegenschlags wieder, dem ihre wertvollen Figuren nicht zu entrinnen vermochten. Würde sie in dieser Partie das gleiche Schicksal ereilen? Vielleicht war die Ge-

legenheit günstig für einen Angriff, für einen aggressiven Zug, den Aske nicht kommen sah.

»Ach«, sagte Aske, die – und nicht ob des Spiels – nachdenklich wirkte, »es wird wahrscheinlich nichts Besonderes sein. Die Möglichkeit besteht, dass ich mich irre. Die besteht immer. Aber bisher wurde ich jedes Mal enttäuscht.« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Was sich hier jetzt anbahnt, ist allerdings ein bisschen anders: Es ist vielversprechender als alles, auf das ich in der Vergangenheit eine gewisse Vorfreude hatte.« Sie seufzte. »Tja, wir werden sehen, auch wenn ich fürchte, dass zwischen Vorfreude und Erlebnis dieses Mal eine ziemliche Diskrepanz liegen wird.«

Emilia schwieg. Sie wusste nichts darauf zu sagen.

Davon abgesehen, interessierte sie sich längst allzu brennend für das Spiel. Der Sieg war zum Greifen nah! Nur, wie gelang es am sichersten? Sollte sie eine andere Figur angreifen? War es an der Zeit, den Turm zu entwickeln? Nützte es irgendetwas, den Bauern zu schlagen, der auf Abwege geraten war?

Unter dem Tisch aber hatten sich die Zehenspitzen der Schwestern berührt, Haut an Stoff, und als Emilia ihre Offensive plante, fiel sie, ohne es in diesem Moment zu bemerken, in völlige Regungslosigkeit. Während sie das Spielbrett betrachtete, abwägte und ein Szenario nach dem anderen im Kopf durchspielte, rührte sie sich nicht einen Millimeter. Aske wusste das zu deuten: Sie schob die Sonnenbrille hinauf und legte den Finger ans Kinn; der Blick, hellwach, sprang im Zickzack über das Spielfeld auf der Suche nach der drohenden Gefahr. Nach der Konstellation, die ihrem strategischen und geduldigen Spielaufbau zum Verhängnis werden konnte. »Ich weiß, was du vorhast«, sagte sie mit einem schelmischen Grinsen. Sie machte ihren Zug, und plötzlich schien sich das Blatt gewendet zu haben.

»Nicht zu fassen«, sagte Emilia, »dass du schon wieder den gleichen Fehler gemacht hast!« Sie kicherte leise, als sie mit dem anderen Turm vorrückte, der lange Zeit unbeachtet am Rand des Brettes gestanden hatte. Der Niedergang der Schwester schien eingeläutet. Die Lichtung, die als Treffpunkt der Eingeweihten gewählt worden war, lag fünf Fußminuten von der nächsten Straße entfernt. Für den Rückweg, so der Plan, würde man zu späterer Stunde, vielleicht erst am Morgen, mindestens die doppelte Zeit benötigen.

Kaori und Aske saßen im Zwielicht des nahenden Abends auf einer kleinen, grasbewachsenen Insel, von Rinnsalen und Waldesstille umflossen. Sie lehnten an der rauen Rinde einer alten, knorrigen Eiche und tranken teures Bier aus Drittelliterflaschen. Das Glas lag kühl und voll vager Versprechungen in Askes Händen, während Kaori ihre Flasche, bereits halb leer, auf einem flachen Stein abgestellt hatte.

Es war ein schönes Plätzchen, fand Aske, das Kaori für die Zusammenkunft ausgewählt hatte. Ihr fiel kein Ort ein, der besser geeignet gewesen wäre. Die letzte Wärme der Sonne verfing sich in Askes Haar, benetzte ihre blasse Haut wie Mittagstau und sammelte sich im Stoff ihrer Kleider.

Aske betrachtete einmal mehr den Ring, den sie am Finger trug. Was für ein hübsches Schmuckstück es war! Ob es nicht vielmehr daran lag, dass sie es nicht übers Herz brachte, sich endgültig von ihm zu trennen? Ihn, wenn sie ihn auch nicht wegwerfen wollte, zu verschenken – an Kaori? An Em? Sie nahm ihn ab, hielt ihn ins Licht der Abendsonne. Drehte ihn, ließ die glühende Reflexion über das Metall fließen. Ein Zeichen von Kraft, das war es!

Ihn nicht abzulegen, die schmerzliche Erinnerung am Körper zu tragen, zeugte das nicht von Tapferkeit, von Zähigkeit? Von langem Atem? Aske ließ sich nicht bezwingen vom Trübsinn, nicht sie, und wie als ein Insigne würde sie den Ring weiter tragen. Vielleicht für immer, dachte sie. Vielleicht.

Kaori hatte für Aske, die den Ring betrachtete, nur einen Ausdruck von Mitgefühl und Skepsis übrig, doch längst keine Worte mehr. »Sag mal, Aske«, fragte sie stattdessen im Versuch, das Thema auf etwas Angenehmeres zu lenken, »wie spät ist es?«

Aske warf einen raschen Blick auf ihre Armbanduhr. »Es sollte jetzt losgehen«, antwortete Aske und seufzte. Niemand war pünktlich. Natürlich nicht.

»Ob du's glaubst oder nicht«, sagte Kaori, »heute ist einer dieser Tage, an denen ich das Gefühl habe, auch ohne viel Alkohol meinen Spaß haben zu können.« Sie nahm ihre Flasche und hielt sie, wie Aske zuvor den Ring, gegen das Licht. »Aber ob ich es drauf ankommen lassen werde? Wohl kaum!«

»Es wäre doch ein Jammer, wenn du dich hinterher an nichts erinnern könntest. Widerspräche das nicht dem Konzept der Veranstaltung?«

Kaori zog eine Grimasse. »Ich hab's ja schon verstanden«, sagte sie. »So viel besser ich mich selber ertragen kann, wenn ich betrunken bin, so viel schlechter können's alle anderen. Liegt das nur an mir oder hat das allgemeine Gültigkeit?«

Aske ließ die Hand übers Gras gleiten. »Ich hoffe, das liegt nur an dir.« Sie zupfte einige Halme ab. Zog die winzigen Wurzeln aus der Erde.

Es gab nur eine Chance, dieses Ereignis zu dem zu machen, das es sein sollte. Sie hatten diesen einen Versuch, sich lebendig zu fühlen, mussten sich Mühe geben; das Glück kam nicht zu denen, die warteten. Es galt, die Zeit zu nutzen und sie mit Empfindungen zu füllen, die nicht alltäglich waren.

Kurz darauf kam die erste Gruppe von Eingeweihten an: Menschen, die Kaori und Aske nur flüchtig kannten. Sie grüßten überschwänglich, als sie sich dazusetzten, doch nach einem kurzen Austausch von Höflichkeiten und Floskeln verfielen die Neuankömmlinge in ein Gespräch über Nebensächlichkeiten, an dem Kaori und Aske nicht teilnehmen konnten – noch wollten. Die neue Gesellschaft stellte sich nicht als Bereicherung heraus; damit hätte Aske rechnen müssen, und doch empfand sie ein wenig Enttäuschung. Was soll's, sagte sie sich, einen schlechten Start kriegt man mit genug Alkohol schon wieder hin.

Doch eine ganze Weile noch geschah nichts Erwähnenswertes. Aske fürchtete bereits, dass überhaupt nichts mehr geschehen würde, als ein Mädchen in einem zutiefst beunruhigten Tonfall hervorstieß:

»O Grundgütiger, bitte nicht!«

Die nächste Gruppe war auf dem Weg zu dem kleinen Kreis, der sich auf der Lichtung gebildet hatte. Es waren vier Jungen, die Aske auf dreizehn bis siebzehn Jahre schätzte. Sie trugen schwarze Sonnenbrillen und Kapuzenpullover, weite Jeanshosen und Turnschuhe, die schon bessere Zeiten gesehen hatten. Musik begleitete ihre Ankunft und kündete von dem Unheil, das sie ohne jeden Zweifel mit sich brachten. Es war erstaunlich, wie es diesen vier Individuen gelang, durch ihre bloße Präsenz alle Vorfreude auf den Abend und die Nacht mit einem Mal verfliegen zu lassen, in einem jähen Windstoß auch die Reste der Vorstellung zu zerstreuen, die Aske sich von der Unternehmung gemacht hatte.

»Wer hat die denn eingeladen?«, fragte das Mädchen mit ge-

senkter Stimme.

Die Blicke sammelten sich auf Askes irritiertem Gesicht.

»Schaut mich nicht so an«, sagte sie, die Hände gehoben. »Ich kenne diese Typen nicht.«

»Wer ist das denn?«, fragte Kaori das Mädchen.

»Wie die heißen, weiß ich nicht. Aber um es kurz zu fassen: Sie sind gefährlich. – Nein, hört zu, ich meine es ernst.«

Die vier Neuankömmlinge schienen kein besonderes Interesse zu haben, sich zu den Anwesenden zu gesellen. Sie nahmen in einiger Entfernung auf Wurzeln und Laub Platz, halb abgewandt. Einer von ihnen trug einen alten Militärrucksack, aus dem er teuren Wodka fischte, eine Flasche für jeden.

»Die haben sie mit Sicherheit geklaut«, flüsterte das Mädchen.

»Diebstahl also«, sagte Kaori. »Und was noch?«

»Man hört alle möglichen Geschichten. Niemand weiß genau, welche wahr und welche erfunden sind. Aber zuzutrauen ist ihnen alles! Ich habe gehört, sie lauern nachts im Park Passanten auf, betrunkenem Partyvolk auf dem Heimweg. Die hübschen Mädchen nahmen sie sich vor, auch die jüngeren, alle anderen rauben sie aus. Nehmen ihnen Smartphones und Portemonnaies ab und was sie sonst noch dabei haben.« Sie war kaum zu verstehen, als sie flüsterte: »Einmal sollen sie aus Langeweile einen Schafstall angezündet haben. Mitsamt den Schafen drin. Haben sich das Spektakel aus einiger Entfernung angesehen.«

Ein Schütteln durchfuhr Kaori. »Jeez«, sagte sie. »Wie krank das ist! Aber wurden sie denn nie erwischt? Solchen Gerüchten geht man doch nach.«

»Sie mögen dumm aussehen, wie sie ihren Wodka aus Flaschen saufen und sich wie die Affen gebärden, aber sie sind clever genug, keine Beweise zu hinterlassen.«

»Sie haben von ihren großen Brüdern gelernt«, fügte der Freund des Mädchens hinzu. »Die sind genauso schlimm, vielleicht sogar schlimmer. Hoffen wir nur, dass die nicht auch noch auftauchen.«

Aske fröstelte es. Angesichts der Bedrohung, die anscheinend von den Jungen ausging, verspürte sie plötzlich die größte Nervosität. Auf welche Ideen diese vier verfallen könnten! Flaschen zerschlagen, das Buschwerk in Brand stecken, Rucksäcke ausräumen, wenn niemand hinsah – es boten sich unzählige Möglichkeiten, den Abend zu ruinieren. Und wenn es, zumal der Alkohol es sogar wahrscheinlich machte, zu einem Handgemenge käme? Wäre Aske in der Lage, sich zu verteidigen, falls die Aufmerksamkeit auf sie fiele? Mit einer Glasflasche? Einem spitzen Stock? Sie sah sich um. Versuchte, die Optionen auszumachen und einzuschätzen. Sich einen Notfallplan zurechtzulegen.

Die Stunden verstrichen und nichts dergleichen geschah. Dunkelheit legte sich über die Lichtung, doch das Lagerfeuer hielt die allgemeine Heiterkeit beisammen und die Nacht auf Abstand. Nur wenige Grüppchen hatten sich an anderen Stellen niedergelassen, um eine Laterne, einen Einweggrill, ein Tablet geschart.

Die Enttäuschung war trotz der Geselligkeit unvermindert geblieben. Selbst in der Hauptgruppe verstrichen die Minuten nicht, wie sie sollten: Einzeln sah man sie vergehen, nicht stoßweise im Rausch. Aske war, als umschlösse eine unsichtbare Hand ihr Herz, das nur beschwerlich zu schlagen vermochte. Es war immer das Gleiche, egal, wo man war, egal, wie man es anging. Die Menschen hielten selten, was man sich von ihnen versprach.

Einen nicht unbeträchtlichen Teil zu Askes Enttäuschung ob des Abends trug gewiss Kaoris Verhalten bei, das völlig unerklärlich war: Sie übte sich in Zurückhaltung, trank in Maßen und blieb abseits des größten Tummelplatzes. Wie sollte die rechte Stimmung sich einstellen, wenn Kaori kaum einmal die Diskussion über kontroverse Themen anstieß, einen anzüglichen Scherz von sich gab, eine denunzierende Bemerkung? Wie sie sich benehmen konnte, wenn sie wollte – ach, grauenvoll! Und obwohl man sah, wie viel Mühe es sie kostete, sich zusammenzunehmen, gelang es ihr doch mit erstaunlicher Kontinuität – nur, wozu das, ausgerechnet jetzt? Alle Hoffnung, die Aske in Kaori hätte setzen können, den Abend zu einem unvergesslichen Erlebnis zu machen, musste doch erlöschen!

Die Sekunden vergingen, eine nach der anderen. Ungenutzt. Die Augen geschlossen, glaubte man zu spüren, wie einem das Leben aus der Seele tröpfelte. Dass es sich verflüchtigte wie ein Atemwölkchen in der Kälte. Es war nicht leicht, das Stimmengewirr einer Menschenmenge zu ertragen, wenn es sich zu kaum mehr als einer willkürlichen Aneinanderreihung von Lauten gewandelt hatte. Askes Welt reduzierte sich auf das Ticken der Uhr.

Die Außergewöhnlichkeit der Veranstaltung war zugleich ihre größte Schwäche: Man war sich im Klaren darüber, dass sie am nächsten Tag keine Relevanz mehr haben würde, keinerlei Bezug zu den Angelegenheiten des Alltags. Die Atmosphäre war erfrischend anders, doch flüchtig, eine milde Brise von Abenteuer, doch nichts Aufrüttelndes, nichts, dem Passion entspringen konnte oder ein Leuchten der Seele. Es war, so zog Aske den Vergleich, ein schönes Bild, doch nicht ein Film, eine ergreifende Melodie, doch nicht ein Album, ein geistreicher Aphorismus, doch nicht ein Roman. Die Wirkung des ungewöhnlichen Erlebnisses stieg, glaubte sie, exponentiell mit der Dauer, manifestierte sich in einer Entwicklung des Charakters und des Lebens, in einem Aufbrechen

von Grenzen und einem Aufflammen von – was? Magie? Wonach sie sich auch sehnte, innerhalb so weniger Stunden ließ es sich, so sehr man sich auch Mühe gab, so viel Glück man auch mit den Umständen haben mochte, nicht erwecken.

Qualität der Zeit, dachte sie, nur die sollte zählen. War es das Höchste, in lachender Gesellschaft ein Bier zu trinken? Nutze den Moment, verdammt noch mal! Was ist das Verrückteste, das du tun könntest?

Es kam ihr nicht die leiseste Idee. Nachdem eine weitere Stunde verstrichen war, in der Aske kaum mehr getan hatte, als zu atmen, begann sie ans Palais zu denken, an den Schlüssel, den sie bei sich trug. Den wirren Worten der anderen nicht mehr im Geringsten folgend, malte sie sich aus, was sie an jenem Ort mit ein wenig Glück erwarten mochte. Allmählich kam ihr die Idee, Teil des Projekts zu werden, nicht mehr so abwegig vor, konsequent vielmehr! Konnte nicht der Abend nur im Aufbruch zum Palais noch eine interessante Wendung nehmen? Hatten nicht die Gespräche längst an Eifer verloren; war nicht absehbar, dass die Geselligkeit auf der Lichtung bald ihren Ausklang finden würde?

Immer verheißungsvoller erschien Aske das Palais, je länger sie sich ausmalte, was sie dort vielleicht erwartete. Nein, diese Trinkgelage mit Kaori genügten nicht mehr, auch dieser Tag der Dekadenz nicht, obwohl man hier doch so vieles auf die Spitze zu treiben versuchte! Aske brauchte mehr als das – oder etwas anderes? Nach Alkohol allein jedenfalls dürstete es sie nicht, nicht nach ein paar berauschten Stunden mit der besten Freundin. Es war Zeit für neue Ideen. Für eine Innovation.

Zum Palais also! Dorthin musste es gehen! Es war an der Zeit, die Suche in Kompromissen wie diesem aufzugeben und das Wagnis des ultimativen Abenteuers einzugehen, welches das sogenannte Projekt zu werden versprach. Den Mut zum Aufbruch hatte sie und die Stimmung ebenso; was war noch notwendig, dass sie endlich die Entscheidung dazu traf? Auf welche Art von Anstoß wartete sie noch? Von außen konnte sie keinen erwarten - denn wie sollte das möglich sein? - es lag also an ihr selbst, sich den Impuls zu geben, eine innere Regung auszumachen, sich darauf zu konzentrieren und schließlich eine Flamme der Überzeugung in sich aufsteigen zu lassen, einen Drang zu spüren, dem sich nicht mehr widerstehen ließ - oder sie überwand sich nur für eine einzige Sekunde, und das war eine Entscheidung, die in diesem Augenblick erstaunlich einfach getroffen war: Aske erhob sich - zu hastig; sie taumelte einen Moment vom Alkohol und vom langen Sitzen, doch fand, mit einer Hand an den Stamm eines Baumes gestützt, das Gleichgewicht wieder - und legte Kaori die Hand auf die Schulter: »Es ist genug«, verkündete sie, »oder besser: genau das nicht.« Sie lächelte hinab und sagte: »Kaori, wir gehen.« Sie fischte den Schlüssel aus der Hosentasche und nahm ihn im Licht des Feuers in Augenschein. Es war ein unscheinbares goldenes Ding, doch möglicherweise der wichtigste Gegenstand, den sie bei sich trug.

»Was ist das?«, fragte Kaori. Auch sie erhob sich ungeschickt.

»Unsere Einladung zu einem echten Abenteuer«, antwortete Aske, und das hoffte sie flehentlich.

Es dauerte nicht lange, bis Kaori zwei Fahrräder besorgt hatte. Als sich die Mädchen auf den Weg machten, sah Aske einen der zwielichtigen Jungen, der halb hinter einem Dickicht verborgen stand und aufgeregt telefonierte, die Stirn in Falten gelegt. Aske konnte kein Wort von dem verstehen, was er sagte, doch es überkam sie eine düstere Ahnung, dass es höchste Zeit für den Aufbruch war.

Sie fuhren zur nächstgelegenen U-Bahn-Station. Es war eine Strecke von zwanzig Minuten, wenn man kräftig in die Pedale trat. Sie nahmen die Fahrräder mit in die Bahn. Zu dieser Stunde war der Wagon beinahe leer, nur ein älterer Herr, der in die Leere starrte, und eine betrunkene Frau, die Selbstgespräche führte, waren unterwegs, und man mochte sich fragen, wohin.

»Ich darf dich nicht einweihen«, sagte Aske. »Ich habe es geschworen.«

»Was bedeuten schon Schwüre«, fragte Kaori, »heutzutage?«

»Vernünftigen Menschen noch viel«, beharrte Aske.

»Du darfst mich also nicht einweihen, aber mich dahin mitzunehmen, ist okay?«

Aske grinste. »Zumindest wurde es mir nicht verboten.«

»Ich weiß nicht«, sagte Kaori. »Vielleicht solltest du allein gehen.« Sie sagte: »Ich möchte nicht dafür verantwortlich sein, dass du unmoralisch handelst.«

»Das kommt nicht in Frage«, sagte Aske. Es war nicht der Alkohol, der sie sagen ließ: »Du bist meine beste Freundin und heute ist unser Tag. Ich denke, es gibt Dinge in der Moral, die über das Versprechen hinausgehen, vielleicht sogar über den Schwur. Was zwischen besten Freundinnen wie uns besteht, gehört ohne jeden Zweifel dazu. Wenn nicht die tiefste Freundschaft über allem steht, was dann?« Aske schnaubte. »Ich würde es da sowieso nicht lange aushalten, wenn du nicht mit dabei bist.«

Kaori lächelte. »Gut.«

Aske drehte vorsichtig den Schlüssel um und öffnete langsam die Haustür. Die Mädchen zogen ihre Schuhe aus und schlichen auf leisen Sohlen über das Parkett des Flures und die Treppen hinauf in Askes Zimmer. Dennoch stand, während sie Askes Rucksack

packten, bald ein Schatten in der Tür.

»Was macht ihr denn hier?«, fragte Em und rieb sich die Augen. Sie tat einen Schritt ins spärliche Licht der Nachttischlampe, dann noch einen. »Du ... packst?«, fragte sie.

Aske zögerte eine Sekunde. »Wir sind sofort wieder weg.«

Em nahm den Inhalt des Rucksacks in Augenschein, in dem sich alles befand, was man für mehrere Tage fort von Zuhause benötigte. Sie trug ein weites T-Shirt, das ihr auch vorgebeugt noch übers Höschen reichte. »Wohin soll denn die Reise gehen?«

»Das ist jetzt schwer zu erklären. Aber ich schreibe dir, ja?«

Em nickte, dann wurde sie nachdenklich. Schließlich aber ging sie, ohne etwas zu erwidern. Schlurfte mit nackten Füßen übers Parkett, trübsinnig. Oder müde.

»Wie lange werden wir da wohl sein?«, fragte Kaori, als Em wieder in ihrem Zimmer verschwunden war.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Aske. »Das kommt drauf an, nicht wahr? Vielleicht ein paar Tage. Vielleicht einen Monat. Vielleicht länger.«

»Länger, ach ja?« Kaori kratzte sich am Kopf. »Tja, du wirst ihr ziemlich fehlen, schätze ich.«

»Ich weiß.« Aske hielt inne. Irgendetwas stimmte nicht, dachte sie. Was kümmerte es Kaori, wer wen vermissen würde? Ihre seltsamen Anwandlungen verlangten mittlerweile nach einem klärenden Gespräch, doch Aske ahnte, dass die Gelegenheit nicht günstig war: Sollte Kaori ruhig noch eine Weile – im Rahmen ihrer Möglichkeiten – die Tugendhafte spielen; schaden konnte das niemandem. »Aber was soll ich tun?«, fragte Aske also, dem aktuellen Thema treu. »Das Palais ist ein Ort des Vergnügens. Du weißt, was das bedeutet.«

»Ein Ort des Vergnügens, so so.« Kaori räusperte sich. »Ich

weiß genau, was das bedeutet.«

»Das bedeutet, es ist kein Ort für jemanden wie Em.« Schweigen.

»Das *Palais*«, sprach Kaori langsam. »Das hat irgendwie so 'nen ganz bestimmten Klang. Schwer zu beschreiben.«

»Nicht wahr?«, fragte Aske und wickelte Bücher in einen Pullover.

»Absolut«, bestätigte Kaori. »Es klingt wie ein Ort, an den wir vielleicht gar nicht gehören. Aber ich lasse mich gern eines Besseren belehren.« Sie warf einen Blick auf ihr Smartphone. »So spät schon? – Hör zu, gib mir doch einfach 'n paar Sachen von dir. Hast du 'ne Ersatzzahnbürste? Sehr gut. Zu meiner Wohnung bräuchten wir um diese Zeit ungefähr 'ne Stunde, vielleicht auch länger. Das ist kaum zu schaffen, wenn wir noch heute dieses ... Portal finden wollen, von dem du gesprochen hast.«

»Du willst meine Sachen anziehen? Bist du sicher?«

Kaori zwinkerte. »Ich seh' in allem gut aus.«

»Und in nichts.« Zu der Bemerkung hatte Aske sich hinreißen lassen.

Kaori kicherte nur. »Außerdem«, sagte sie, »bleibt abzuwarten, ob's mir da überhaupt gefällt.«

»Das wird es«, sagte Aske. »Das muss es einfach.«

Gerade rechtzeitig fanden Kaori und Aske das Plateau mit dem Steinbogen, der hinter Bäumen und Büschen verborgen lag. Sie sahen einander an, dann schlossen sie hastig die Fahrräder an das Geländer der nahegelegenen Brücke. Zu Askes Erstaunen schoss Kaori ein Foto von der Stelle, um den Besitzern Bescheid zu geben; das war mehr, als man für gewöhnlich von ihr erwarten konnte.

Der Schlüssel glitt ohne jede Reibung ins Schloss. Als Aske ihn umdrehte, erstrahlte der Steinbogen in hellem Schein und dann, Abschnitt für Abschnitt, der gepflasterte, sich schlängelnde Pfad dahinter. Die Lichter säumten den Weg im Abstand eines halben Schrittes und warfen die Schatten von Gräsern und Steinen über den Rand hinauf.

Nicht die geringste Skepsis hegte Aske mehr, was das Palais betraf. Wie hatte sie überhaupt daran zweifeln können, dass dieses Projekt die wunderbarste Möglichkeit zum Abenteuer darstellte, nicht verstehen können, worin der Reiz bestand, ihr Leben auf solche Weise in Unruhe zu versetzen? Es war doch eben das, was sie gewollte hatte! Wonach sie sich gesehnt, ja verzehrt hatte – oder etwa nicht? Miroir und Niéve zu begegnen, musste Schicksal gewesen sein!

Aske durchschritt den Bogen, erwartungsvoll, begierig, mehr zu sehen und zu erfahren, und Kaori folgte ihr. Es war, als wäre die Nacht hinter dem Portal stiller als davor, voller Ahnung, voller Versprechungen. Die Mädchen konnten sich nun, da der Anfang gemacht war, Zeit lassen. Sie flanierten, sich an den Händen haltend, über den Stein, und atmeten etwas, das mehr als nur Nachtluft war.

Als das Ufer zu sehen war, kam ihnen eine ungewöhnliche Gestalt entgegen, die aus der Entfernung wie die gebeugte Silhouette eines Mannes in Mönchskutte wirkte. Die Schritte der Mädchen kamen zum Stillstand. Sie verharrten auf der Stelle, unsicher, bis der Mann die Hand zum Gruß erhob. »Seid willkommen«, rief er. Es war eine heisere Stimme, der die aufrichtige Freundlichkeit eines alten Mannes anzuhören war. »Zwei Mädchen«, sagte er, während er näherkam, »doppelt so viele wie erwartet.« Er lachte leise. »Der Maestro wird überrascht sein.«

»Ist das ein Problem?«, fragte Aske unsicher.

Der alte Mann winkte ab. »Aber nein«, sagte er, »ganz sicher nicht. Herr von Hardenberg liebt durchaus die Planung, doch der Überraschung kann er, sofern sie denn einigermaßen erfreulich ist, nicht weniger abgewinnen. Auch wenn ich nicht viel von diesen Dingen verstehe, scheint mir der Besuch zweier hübscher Damen statt einer kein Anlass für Verdruss.«

Der Mann führte die Mädchen zu einem kleinen Ruderboot. Er half ihnen hinein, zuerst Aske, dann Kaori, und legte ab. Aske lehnte den Rucksack an die Sitzbank und atmete tief durch. Es war kühl auf dem See – und von einer leicht schaurigen Stimmung. Eine Nacht-und-Nebel-Aktion, dachte Aske, nur ohne den Nebel. Sie verbarg ihr Grinsen unter der Kapuze des Pullovers, die Arme verschränkt.

Der Alte schlug die Ruder nicht freudlos, wenn auch irgendwie mechanisch. In den Schatten seines Gesichtes lag ein Ausdruck, der schwer zu deuten war; vielleicht war es so etwas wie unterschwelliger Stolz. Er musste die Aufgabe, mit der er betraut war, zu schätzen wissen. Oder lag es an Askes Anwesenheit, daran, dass sie dem Ruf ins Palais tatsächlich gefolgt war?

Kaori hüllte sich in andächtiges Schweigen, dass sie beinahe wie eine Fremde wirkte. Aske aber begann, eine Melodie vor sich hin zu summen. Es war eine einfache, hübsche Melodie, von der sie nicht wusste, welchen Ursprungs sie war. Sie vermischte sich mit dem Klang der Wellen, die das Boot wie eine Aura aus Plätschern und Schwadern umgaben, dem Geräusch von Wasser im Widerhall der Nacht.

Als sie die Melodie wiederholte, begleitete der alte Mann sie mit einer zweiten Stimme. Dann legte sich ein Grinsen auf die runzligen Lippen. »Aus der Passacaglia von Halvorsen«, sagte er. »Wirklich?«, fragte Aske. »Ich glaube nicht, dass ich die schon mal gehört habe.«

»Es wäre erstaunlich, wenn nicht.«

Aske lächelte – darüber und über die Situation in ihrer Gesamtheit: Wenngleich sie nicht wusste, wohin genau die Reise ging, auf dem Weg zu sein fühlte sich goldrichtig an. Die Atmosphäre war unheimlich, doch solenn – eine Schaueratmosphäre – und erfüllte Askes Herz mit Vorfreude und Abenteuerlust und einem Gefühl nicht ungleich Nostalgie, doch mit dem Blick in die andere Richtung.

Wie hätte sie umhinkommen sollen, im Verlauf ihrer Reflexion den Efeuring ein weiteres Mal zu betrachten? Dieses Geschenk von jemandem, der Miroir nicht unähnlich gewesen war? Beinahe gab sie sich dem Wunschdenken hin, dass mehr als ein Algorithmus sie zusammengeführt hatte, dass Miroir und sie einander aus einem höheren Grund begegnet waren.

Aske schüttelte den Gedanken ab. Und wenn es aufgrund einer göttlichen Fügung geschehen wäre, sie durfte sich nicht auf Miroir konzentrieren. Auf diesen Mann, den sie kaum kannte. Nein, das Palais selbst war es, wonach sie sich sehnen sollte. Ein Leben, so anders als jedes ihr bekannte. Die unerschöpflichen Möglichkeiten! Wenn es nicht durch Miroir gelang, durch das Palais würde sie loskommen von dem, was hinter ihr lag und sie doch noch immer in den Fängen hielt. Endlos loszukommen, diesmal mochte es gelingen.

»Diese Welt hier draußen reicht einfach nicht«, sagte sie mit einer Stimme, die sich kaum aus dem Flüsterton erhob. »Der Begriff des Lebens wird so häufig verwendet, dass er allmählich seine Bedeutung verliert. Meine Sinne brauchen mehr, dass ich davon sprechen könnte, ohne mich wie eine Heuchlerin zu fühlen. Ich

sehne mich nach was anderem, Kaori, irgendwas, und ich bin sicher, dass es dir genauso geht.«

Kaori schwieg, schien darüber nachzudenken.

»Ich glaube«, fuhr Aske fort, »es ist so was wie unser heiliges Recht als Menschen, nach mehr zu lechzen und danach zu suchen, wo immer wir es auch zu finden glauben.« Die Reflexionen des Vollmonds verzerrten sich auf der Oberfläche wie fröstelnder Missklang, doch in der Ferne, wo das Wasser ruhiger war, lagen sie auf dem Schwarz wie eine Passion von Pinselstrichen. »Stell dir vor, ein Mensch, dem du vertraust, versucht dir weiszumachen, dass er schon mal durch die Zeit gereist ist. Du willst ihm das glauben, oder nicht? Du wünschst dir von ganzem Herzen, dass diese altbekannte Welt sich mit einem Male als um so viel magischer erweise. Vielleicht ist zwar nie ein Mensch durch die Zeit gereist, doch hoffe ich inständig, das Palais ist zumindest ein Ort, der so was wie Magie dann und wann erahnen lässt. Ein etwas magisches Theater, wenn du so willst. Der Eintritt kostet nur ein bisschen Mut.«

»Aske«, flüsterte Kaori mit einer Stimme voller Anspannung. Sie deutete in Richtung des Stegs, vom dem sie abgelegt hatten.

Als Aske sich umwandte, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. In der Ferne sah sie drei riesenhafte Gestalten mit Umhängen, die auf lange Stäbe gestützt dastanden. Ihre Gesichter waren in den Schatten der Kapuzen verborgen, doch wo ihre Augen liegen mussten, glaubte Aske leuchtend weiße Flächen zu erkennen, Reflexionen des Mondes auf Glas, die das Boot fixierten.

»D-das sind nur ein paar Betrunkene«, sagte Aske. »Nichts weiter. Männer, die aufs Wasser starren und sich unterhalten.«

»Wenn du meinst«, flüsterte Kaori.

Als Aske sich noch einmal umdrehte, standen die Silhouetten unverändert dort, wie Statuen. Der alte Mann aber ruderte weiter,

als wäre er der Unruhe blind und taub. Als zählte nichts mehr als das Rudern.

Am anderen Ufer wartete jemand auf sie. Es war eine junge Frau, die in einen bordeauxfarbenen Mantel gehüllt in – hier nun doch – dünnen Nebelschwaden stand, die das Ufer in die Echos des plätschernden Wassers hüllten, die sich auf der Leinwand des nächtlichen Schweigens wie Schichten aus Blau und Grau übereinanderlegten.

»Bonsoir!«, sagte die junge Frau vergnügt. »Herzlich willkommen auf der Lichtseite des Sees.« Sie streckte die Hand aus, um erst Kaori, dann Aske aus dem schaukelnden Boot zu helfen. »Metaphorisch gesprochen«, fügte sie dann hinzu. »Ihr kommt zu sehr später Stunde.«

Die Stimme kam Aske bekannt vor, doch erst im Laternenlicht am Ende des Stegs erkannte sie, um wen es sich handelte.

»Falls du es vergessen haben solltest«, fuhr die junge Frau fort, »bin ich dir natürlich nicht böse: Mein Name ist Fleur, und ich werde euch von hier aus führen.« Sie lächelte, doch nicht ohne einen Anflug von Erschöpfung. Zu so später Stunde hatte sie vermutlich nicht mehr mit Aske gerechnet. Der Ruf einer Eule hallte auf dem Wasser wider. »Du wolltest es also nicht allein wagen«, sagte Fleur, Aske zugewandt. »Mais pas de souci! Wichtig ist, dass du da bist.« Das Lächeln wurde schelmisch. »Âme-sœur.«

Die Seelenverwandte, wie es hieß, neigte den Kopf zur Seite. »Tja, also, das ist Kaori«, sagte sie verlegen, »meine beste Freundin.«

- »Du hast dein Versprechen gebrochen.«
- »Kaori und ich sind so«, sagte Aske und kreuzte die Finger.
- »So?«, fragte Fleur und tat es ihr gleich.

»Mhm «

Fleur grinste. Ihr Blick sprang von Aske zu Kaori und zurück. »Beste Freundinnen«, sagte sie, »tja.« Sie seufzte. »Dann muss es wohl so sein. Zwischen beste Freundinnen darf sich niemand stellen, oder? Nicht dass wir jetzt noch eine Wahl hätten.« Sie sah zu Kaori hinüber. »Sofern du dich zu benehmen weißt, lade ich dich hiermit ein. Kraft eines Amtes sozusagen«, murmelte sie, »das ich jederzeit innehaben könnte, wenn ich wollte.«

Kaori deutete eine Verbeugung an. »Sehr verbunden.«

Aske verzog den Mundwinkel. »Sie wird sich benehmen, versprochen.«

»Versprochen«, wiederholte Fleur, ein Grinsen auf den Lippen. »Mais sûrement.«

Kaori und Aske folgten ihr den Pfad entlang in die Wälder. Das Licht von Laternen aus Stein wies ihnen den Weg tief hinein, bis der Pfad in einem Meer aus Farnen und Unterholz verschwand. Die Luft dieser Nacht zu atmen, fühlte sich noch immer besonders an. Der Begriff der Schicksalhaftigkeit kam Aske in den Sinn. In der lauen Luft dieser Frühseptembernacht ließen Kaori und sie die eine Welt, die sie kannten, hinter sich und betraten eine andere. Nichts ist zu hören außer den raschelnden Schritten in Gräsern, Farn und Laub und dem rauscheseifrigen Konzert der Insekten. Selten ließ sich eine Eule vernehmen.

Auch Fleur sprach nicht viel. Ein paarmal wies sie im Flüsterton auf eine Wurzel, einen herabgefallenen Ast oder eine Stufe hin. Aske ging hinter Fleur, zwei, drei Schritte entfernt. Wann immer Fleurs Gesicht von den Laternen erhellt wurde, blickte Aske hin-über zu ihr, um den Ausdruck einzufangen. Mit jeder Laterne gab es ein wenig mehr zu erfahren: Fleur strahlte, um es auf ein einzi-

ges Wort zu verdichten, Sinnlichkeit aus. Die ganze Zeit über lag eine Art träumerischer Stolz in ihren Augen, der ihr selbst nicht bewusst zu sein schien. Arroganz war es beinahe, die Aske zu erkennen glaubte, doch wenn es ebensolche war, so war sie von einer seltsamen, durchaus liebenswerten Art – die Arroganz, nein, die unerschütterliche Selbstsicherheit einer Freundin, die, gegen andere gerichtet, einer schützenden Macht gleichkäme.

Die, ach!, regelrechte Perfektion Fleurs, die wie ein Versehen wirkte, empfand Aske als überaus anziehend, und ebenso die Neigung der jungen Frau, sich die Wellen des zerzausten, rotblonden Haars hinters Ohr zu streichen, die Lippen einen Schlitz zu öffnen, während sie sich nach Schatten oder schwachen Lichtern umsah. Nachdem die letzte Laterne passiert war, leuchtete Fleur, kerzengeraden Ganges und die Hand ausgestreckt, mit einer kleinen Taschenlampe den Weg. Von niemandem hätte sich Aske lieber in die Dunkelheit führen lassen.

Nach zehn Minuten des Wanderns verlief sich der Pfad. Man gelangte an einen steilen Hang, zu steil, um hinaufzusteigen, doch einige Meter weiter fand sich ein gewaltiges Tor mit Flügeln aus silbrig glänzendem Metall, und hinter diesem Tor führte eine Treppe, halb überwuchert von Farnen, Gräsern und wilden Kräutern, einen flacheren Steinweg weiter nach oben. Fleur zog einen Schlüssel hervor, ein schweres schwarzes Ding mit einem Emblem, das Aske nicht erkennen konnte. Ein Quietschen und Scharren durchbrach die Nacht, als das Tor aufschwang. Sie stiegen die Stufen hinauf, dem Lichtkegel folgend, den die Taschenlampe warf.

Da standen sie nun vor den gewaltigen Mauern des Palais. Das Gebäude war hinter seinen schwarzen Fenstern in Schlummer versunken. In einem fernen Schleier aus Nebel war, wenn man genau hinsah, der Schatten eines Turms auszumachen, der in den Nachthimmel emporragte. Das Grundstück musste sich bis weit in den Norden erstrecken. Aske malte sich einen wilden Garten aus, mit Bächlein und Brücken und Springbrunnen, verschlungenen Pfaden aus Pflastersteinen und einer großen Terrasse, auf der am Nachmittag Kaffee und Kuchen serviert wurden und am Abend Cocktails und Delikatessen, von denen sie nie gehört hatte.

»Lasst uns sehen, ob noch jemand wach ist«, sagte Fleur. »Ihr habt euch wirklich Zeit gelassen!« Sie grinste. »Aber ich hatte recht, Aske, ich habe es ihnen gesagt: Dieses Mädchen kann sich ein Abenteuer wie dieses einfach nicht entgehen lassen. Jamais de la vie! Wir sind einander nicht unähnlich, du und ich.«

Schnitzereien mythologischer Tier- und Menschenwesen prangten das Eingangstor des Palais. Im Mondlicht erkannte Aske einen Greif mit gewaltigen Schwingen und einen Phönix in filigran verzierten Flammen, einen hervorstürzenden Wolf mit Zorn in den Augen und eine Fledermaus mit dem ausdruckslosen Gesicht eines Mannes. Sie erkannte eine Harpye, eine Meerjungfrau oder Nixe und etwas, das einen Sukkubus darstellen mochte. Ein Drache aus Stein wachte darüber, sich mit einer Klaue in den breiten Bogen des Mauerwerks krallend.

Fleur klopfte an das Holz, einmal, dann noch einmal, und das Tor öffnete sich wie von Geisterhand. Die drei traten hindurch. Vor ihnen lag ein Pfad aus Trittsteinen auf dem Teppich des Rasens und an dessen Ende das Hauptgebäude des Palais. Neben der Tür, die ins Innere führte, – einer unscheinbaren Holztür – hing ein altes Tau herunter, das einige Meter darüber über eine Winde hinweg in der Außenmauer verschwand. Fleur musste sich mit dem gesamten Gewicht ihres Körpers daranhängen, ehe es sich bewegte. Der Klang der Glocke ließ die Nacht erbeben.

Vereinzelte Fenster erhellten sich, eines nach dem anderen. Das Gebäude erwachte aus seinem Schlummer und räkelte sich schlaftrunken. Aske war beinahe, als vernähme sie die Stimmen derer, die sich aus ihren Betten erhoben, sich ankleideten und gähnend auf die Korridore traten. Es waren die Stimmen von Miroir und Niéve und die der Übrigen, die sie noch kennenlernen würde. Als die Glocke verklungen und die Stille wiedergekehrt war, sah sie ein Dutzend Fenster erleuchtet.

Fleur ging voran und lockte Kaori und Aske mit dem Zeigefinger hinterher. »En route!«, sagte sie mit einem Grinsen im Mondschein. »Wir wollen sie nicht noch länger warten lassen.«

Sie lehnte sich mit einer Hand gegen die Eingangstür, während sie mit der anderen die Lederschuhe aufschnürte, die sie dann ordentlich neben einen Blumenkübel stellte. Aske und Kaori taten es ihr gleich, und zu eleganten Lederschuhen gesellten sich Vierzehn-Loch-Springerstiefel mit Schlammspritzern und quarzgraue *Huntress* mit breiten, pinkfarbenen Schnürsenkeln.

»Wir werden sie schon morgen früh wiederhaben«, sagte Fleur, »blitzblank.«

Ein gewaltiger Kronleuchter schwebte über der Eingangshalle. Er tauchte den Prunk des Interieurs in eine diffuse Wärme und streifte die Nacht von Askes Schultern wie einen dünnen Mantel aus Herbstwind. In der Halle stand ein Mann, den Aske auf Mitte bis Ende dreißig schätzte, eins fünfundachtzig groß und von einer, nun, aristokratischen Präsenz – mitsamt der hageren Statur eines Menschen, der nie körperliche Arbeit verrichtet hatte –, das aschblonde Haar zum Pferdeschwanz gebunden, die Hände hinterm Rücken. Richard von Hardenberg, dachte Aske. Der Perfektionist. Das war er also: der Mann hinter dem Projekt.

Fleur beugte zuerst das Knie. Sowohl Aske als auch Kaori folg-

ten nach einem kurzen Moment des Zögerns.

»Herzlich willkommen im Palais«, sagte Richard. »Es ist schön, dich zu sehen, Aske Morgenroth, wenngleich wir ehrlich gesagt ein wenig eher mit dir gerechnet hatten.« Seine Stimme war freundlicher, als Aske sie erwartet hatte, ein wenig streng zwar, doch keineswegs gebieterisch. Er schielte hinüber zu Kaori. »Wie ich sehe, hast du den Weg nicht ohne Begleitung auf dich nehmen wollen.«

Aske räusperte sich. »Verzeihung, ich ...« Sie legte sich die Worte zurecht. »Wenn ihr mich wollt, müsst ihr auch Kaori wollen«, sagte sie schließlich und biss sich auf die Lippe. »Sie gehört zu mir. Ich glaube, nur mit ihr kann ich so sein, wie ich eben bin, und darum geht es doch?«

»Ach, ist da so?«, fragte Richard mit einem eigenartigen Unterton.

Aske ahnte, dass sie es ein wenig übertrieben hatte, doch was hätte sie sonst erwidern können? Sie trat vor, öffnete die Lippen, sicher, dass ihr etwas zu sagen einfiele, da schwang die Tür am Ende der Treppe auf, die zur Galerie hinaufführte. Eine Schar Mädchen erschien, die einander wie Schwestern ähnelten, von schlanker und schwächlicher Gestalt, blond, blauäugig, blasse Grazien, gewandet in weiße Nachthemden und rauchschwarz geschminkt. Es waren zwölf an der Zahl. Nach einem kurzen neugierigen Blick über die Balustrade stiegen sie in vollkommener Ordnung die Stufen hinab, die Barfußschritte in gerader Linie voreinander setzend, gedämpft vom weichen Teppich. Eine nach der anderen gingen sie ebenfalls auf die Knie. Eine Aura von Anmut und Disziplin umgab jede ihrer Bewegungen.

Die Tür öffnete sich abermals, und zwei weitere Personen schritten hindurch. Es handelte sich um Miroir und Niéve. Er trug eine Stoffjacke mit Kapuze über dem T-Shirt, den Reißverschluss kaum mehr als halb geschlossen, und eine Jeanshose. Niéves Oberteil ließ die Schultern unbedeckt, und die Satinshorts hing schief an ihren Hüften. Das Haar war zerzaust, zerzauster noch als Fleurs. Ihre nackte Füße ließen die Treppe knarzen, als sie die Stufen hinabstieg; Miroir blieb oben und lehnte sich über die Balustrade. Seelenruhe lag auf seinem Gesicht und ein mildes Lächeln, das Aske galt.

Richard hatte sich nicht umgewandt und keine Miene verzogen. Als die Stille wieder eingekehrt war, fuhr er fort: »Offenbar wurdest du noch nicht in alle Details eingeweiht: Es ist nicht an mir, zu entscheiden, ob deine Freundin bei uns bleiben darf. Diese Frage muss Miroir gestellt werden.«

Aske sah zu ebenjenem hinauf. Versuchte, seine Gedanken zu erahnen. Der Ausdruck auf dem Gesicht änderte sich nicht: Mit dem gleichen Lächeln musterte er Kaori. Betrachtete sie von oben bis unten und von unten bis oben. »Du siehst anders aus als auf den Fotos«, stellte er fest. »Dunkleres Haar, und kürzer. Bedauerlicherweise nicht mehr ganz so spärlich bekleidet.« Er sah zu Fleur, die ihm Lächeln und Kopfschütteln zur Antwort gab.

»Ein hübsches exotisches Mädchen und die beste Freundin der Auserwählten«, sagte Niéve. »Das ist wohl keine besonders schwierige Entscheidung, was, mein Lieber?«

Miroir nickte Kaori zu. »Du sollst deine Chance bekommen.«

»Dann ist es entschieden«, sagte Richard. Er sah in die Runde. »So schwerlich ich es auch erwarten kann, Aske und Kaori das Palais zu zeigen, scheint mir die Führung nur ausgeschlafen und bei Tageslicht diesem fantastischen Bauwerk angemessen. Lasst uns um Punkt zwölf Uhr zu Mittag speisen – oder sagen wir: um zwölf Uhr fünfzehn, um die akademische Viertelstunde zu wahren, die einigen von euch vertraut sein dürfte. Ein verbindlicher Termin,

wie er jedoch meinerseits die Ausnahme bleiben soll, das will ich hiermit versprechen. Ich wünsche euch allen eine gute Nacht.« Als er die Treppe halb hinaufgegangen war, wandte er sich noch einmal um. »Oh, ihr hättet nicht die ganze Zeit auf dem kalten Marmor knien müssen. Ich scheine unaufmerksam zu werden.« Er schritt wallenden Mantels und harter Stiefelsohlen die letzten Stufen empor und, nachdem Miroir ihm auf die Schulter geklopft hatte wie dem ältesten Freund, durch die schwere Holztür.

»Kommt«, sagte Fleur und erhob sich. »Ich bringe euch zu den Gemächern «

»Wenn ihr mögt, Milady«, bot eines der blonden Mädchen an, »übernehmen wir das gern.«

»Mais non!«, sagte Fleur und winkte ab. »Ich habe unsere beiden Nachzügler vom Steg abgeholt und hergeführt, da scheint es mir nur konsequent, sie bis ans Bett zu begleiten.«

»Wie Ihr wünscht, Milady«, antwortete die Maid.

Fleur nickte. An Aske und Kaori gerichtet, sagte sie: »Hier entlang bitte.«

Die beiden folgten Fleur die Treppe hinauf, an Miroir vorbei, der sie mit einem warmen Lächeln bedachte, und durch die Tür. Sie betraten einen Salon und von dort aus, durch eine weitere Tür, einen langen Korridor. Auf das Weiß und Grau der Fliesen fiel das Mondlicht durch hohe Bogenfenster, deren Sprossen ein schwarzes Raster auf das verschwommene Silber warfen. Sie passierten Tür um Tür, bis sie am Ende des Korridors die richtigen erreichten.

»Hier sind sie«, sagte Fleur einem Schwenk ihrer Hand, »eure Gemächer. Benachbart; ich schätze, das ist euch recht.« Sie wiegte den Kopf hin und her. »Tja, zumindest sind das hier die Räumlichkeiten. Die Kunde deines Kommens, Kaori, erreichte uns natürlich ein bisschen überraschend, weshalb das deine noch nicht

hergerichtet werden konnte. Ein Bett befindet sich darin, aber nicht viel sonst. Möglicherweise«, sagte sie, an Aske gerichtet, »macht es dir ja nichts aus, in dieser ersten Nacht dein Bett mit Kaori zu teilen.«

»Natürlich nicht«, antwortete Aske. Sie hatte nicht den geringsten Einwand.

Fleur nickte. »Hängt einfach irgendwas an die Klinke, wenn ihr eine der Maiden zu sehen wünscht.«

»Irgendwas?« Kaori hob die Augenbraue.

»Eine Kette zum Beispiel, ein Armband, einen Gürtel. Als Zeichen, dass ihr einen Wunsch habt.« Fleur zuckte eine Schulter. »Ihr könnt eure Schlüpfer aufhängen, wenn es euch beliebt«, sagte sie, »vielleicht amüsieren sie sich drüber. Aber seid bereit, ein bisschen Geduld aufzubringen. Die Maiden machen regelmäßig ihre Rundgänge, gehen aber auch anderen Aufgaben nach. Hier im Palais bringen wir einander Respekt entgegen: Auch wenn die Maiden angehalten sind, euch fürstlich zu bedienen, wollen wir unsere Position nicht allzu sehr ausnutzen.«

»Verstanden.«

Fleur lächelte. »Ich wünsche eine gute Nacht und angenehme Träume«, sagte sie mit einem leichten Nicken, das ein wenig förmlich wirkte. Dann schritt sie, ein letztes Lächeln über die Schulter werfend, davon.

Kaori und Aske betraten das Gemach, das sich wie von Geisterhand in ein spärliches Licht hüllte, gerade genug, die Umrisse des Mobiliars auszumachen, das sich darin befand. Im Kamin brannte ein Feuer vor sich hin, das freudlos an den Scheiten zehrte, daran herumnagte wie ein blinzelnder Greis an einem harten Kanten Brot. Es hatte wohl bereits eine Weile gebrannt.

Kaori streifte die Stoffjacke von den Schultern und hing sie

über einen der Stühle, die um einen ovalen Tisch herum standen. Das Oberteil zog sie noch aus, nicht aber mehr die Hose, und ließ sich aufs Bett fallen, das riesige Himmelbett mit durchsichtigen Vorhängen, wie es sich kleine Mädchen wünschten. Und schon rührte sie sich nicht mehr, abgesehen von der Brust, die sich ruhig und gleichmäßig hob und senkte.

Aske hingegen verspürte nicht die leiseste Müdigkeit. Wie sollte sie auch einschlafen können? Die Flamme in ihr glich keineswegs dem Feuer im Kamin; vielmehr fand sie sich in eigenartige Unruhe versetzte. Sie ging auf und ab, ohne eigentlich den Wunsch nach Bewegung zu verspüren, sondern nach einer anderen Art von Erleben, die sich ganz und gar im Innern abspielte, während die Muskeln ohne jegliche Anspannung blieben.

Etwas anderes noch regte sich in ihr, dessen Aske mit einem Mal gewahr wurde. Sie begab sich ins Bad. Auf der Toilette sitzend, ließ sie den Tag Revue passieren: Wie sie den Morgen im Bett verbracht hatte, die Mittagszeit auf der Gartenliege, den Nachmittag und Abend auf dem Moos des Waldbodens und die Nacht auf der Sitzbank des Ruderboots. Der Tag hatte eine eigenartige Entwicklung genommen. Sie war in Anbetracht der Versprechungen dieses Dekadenztages, wie Kaori ihn bezeichnet hatte, auf eigenartige Entwicklungen eingestellt gewesen, doch was tatsächlich geschehen war, ließ in Aske eine Euphorie entspringen, die kein Ende zu nehmen schien.

Sie zog sich, noch während sie saß, vollständig aus. Nachdem sie sich sich unter den kühlen Strahlen der Dusche die Zähne geputzt hatte – wie sie es zu tun pflegte –, durchschritt sie das Gemach, das nur mehr im Glimmrot der Glut lag, so leise sie konnte. Kaori schlief, wie sich herausstellte, tief und fest, Aske aber zog sich wieder an, das Nötigste zumindest, das zur Hand war. In Le-

derjacke, Höschen und gestreiften Kniestrümpfen trat sie auf den Balkon. Ein Windstoß begrüßte sie und zerzauste ihr das feuchte Haar. Das Morgengrauen beschwor Erinnerungen an die Wälder Norwegens herauf, Bilder und Gerüche und Empfindungen, die sich in die Sekunden drängten und mit ihnen zerfielen wie Staub. Wie missglückte Juwelen aus Zeit, zusammengepresst, doch instabil. Aske atmete ein, so tief es ging, als wäre es der letzte Atemzug vor dem Untergang der Welt. Sie hielt inne, die Lungen voller Leben. Ein Falter schwirrte um die Laterne ein paar Meter unter ihr, deren Schein die Pflastersteine und das nachtblaue Gras erhellte.

Während sie dort stand, wirkte die Welt, die sie zurückgelassen hatte, bedeutungslos. Für einen Moment gab sie sich der Illusion hin, nie wieder etwas leisten, nichts erreichen zu müssen. Das Leben an sich genießen, oder besser: das, was so genannt worden war, vergessen zu können. Dies war das Gefühl, für das es sich zu leben Johnte.

Das Palais war ein merkwürdiger Ort, und Aske schätzte, dass auch das Leben hier merkwürdig werden musste, im wahrsten Sinne des Wortes: eine unvergessliche Zeit. War sie bereit dafür? Oder hatte sie sich nur in ihrem Rausch und der Langeweile des Abends, in den sie all ihre Hoffnungen gesetzt hatte, zu einer dummen Entscheidung hinreißen lassen, die sie bald bereuen würde? Wie könnte ich es bereuen, Zeit mit diesen Menschen zu verbringen?, dachte sie mit einem schiefen Lächeln auf den Lippen. Mit Miroir und Niéve, die sie geprüft und für würdig befunden hatten, mit Fleur, die sie mitten in der Nacht hergeführt hatte, mit ihrer besten Freundin Kaori und Richard, den eine Aura der Geheimnisse umgab. Es war eine Gesellschaft von beinahe surrealer Gewogenheit.

Von dort aus, wo sie stand, konnte sie über das wogende, blau-

grüne Meer der Baumkronen hinweg die Stadt in der Ferne überblicken mit all ihren kleinen Lichtern. Scheinwerfer hellten die Straßen, Laternen ihre Gärten, Lampen ihre Wohnzimmertische. Doch für Aske waren es nur Sterne im Schwarz des Weltalls. Ihre Welt war hier, mit Leben darin und einer Atmosphäre drumherum.

Sie fühlte sich wie die Nacht: Tief und dunkel und voller kleiner Lichter. Endlich, als sie ihn beim besten Willen nicht mehr halten konnte, spie sie ihren Atem hinaus, den es als Drachenfeuer aus dünnen Wölkchen in die Kälte trieb, ehe er sich auflöste. Was blieb, war die Ahnung reinen, vollkommenen Lebens. Es blieb etwas, an das Aske sich nur allzu gern gewöhnen wollte.

Ein Zittern durchfuhr sie – nicht nur von der Kühle –, und sie begab sich wieder hinein. Das Gemach war noch warm von der Glut der Holzscheite im Kamin. Langsam ließ Aske die Lederjacke über die Schulter auf einen Stuhl gleiten und streifte die Strümpfe ab. Sie legte sich neben Kaori aufs Himmelbett, und noch bevor sie den nächsten Gedanken fassen konnte, war sie in einen tiefen Schlaf gefallen.

In dieser Nacht träumte sie einen eigenartigen Traum. Sie träumte, auf einer kalten Bank aus Edelstahl zu sitzen, unter einer gewaltigen, anthrazitfarbenen Uhr, die ohne Zeiger war. Neben ihr lag Miroir, den Kopf auf ihrem Schoß. Sie strich ihm durchs Haar und wickelte eine Strähne um ihren Finger. Außer ihnen war niemand dort.

Aske träumte, ihm zuzuflüstern: »Ich glaube einfach nicht, dass es eine gute Idee ist.« Sie flüsterte mit Traurigkeit und Gram: »Am Ende hassen wir uns bloß. Ich habe große Angst davor, gehasst zu werden, vor allem von dir.«

Das könne nicht geschehen, antwortete Miroir knapp, die Augen geschlossen. Er verspreche ihr, sie nie zu hassen.

Aske seufzte. »Aber ich kann nichts versprechen, Miroir«, flüsterte sie. »Ich kenne mich: Meine Liebe ist unbeständig; sie kann sich jederzeit wandeln.«

Damit könne er leben, antwortete Miroir, ohne zu zögern. Und es bestehe schließlich durchaus die Möglichkeit, dass es funktioniere. Er sah hinauf zu ihr. Sie dürfe sich zuweilen ruhig ein wenig Hoffnung gönnen.

»Es gibt Menschen, die gehen daran zugrunde«, flüsterte Aske. »Daran, gehasst zu werden. Die werden kalt oder melancholisch.«

Oder Künstler, ergänzte Miroir.

Aske lachte leise. »Ist das nicht das Gleiche?«

Miroir nickte. Das sei durchaus eine kluge Bemerkung, und das bedeute also, er sei ohnehin verloren. Er würde an Askes Hass nicht *mehr* zugrunde gehen – denn Zugrundegehen sei nicht steigerbar (Aske hätte widersprochen) –, aber an ihrer Liebe vielleicht auferstehen. Zumindest entflammen.

Aske schüttelte den Kopf. »Ich bin aber nicht wie Fleur«, sagte sie. »Ich fürchte, du hast zu hohe Erwartungen an mich, nachdem du so lange mit jemandem wie Fleur zusammen warst. Sie ist eine wunderschöne junge Frau, sinnlich und freundlich. Das Gegenteil von mir, findest du nicht?«

Miroir lachte tonlos. Er erwarte von ihr genau das, sagte er. Anders zu sein. Welchen Sinn solle es sonst haben?

Aske suchte nach den richtigen Worten und fand sie. Doch ehe sie den Satz beginnen konnte, fand sie sich im Himmelbett wieder, das Lächeln noch auf den Lippen, die Hoffnung noch im Herzen und eine Wärme, derer sie im Traum nicht gewahr gewesen war, im Schoß. Sie drehte sich auf die Seite und zog die Decke über die

nackte Schulter. Kaori schlief friedlich neben ihr. Was die wohl träumte?

Die Sonne spähte noch ohne Wärme über die Bauten der Altstadt, nicht ungleich einer Scheibe Licht, die hinter der Kommode feststeckte. Verhaltenes Vogelgezwitscher hing in der Luft und der Geruch von feuchter Erde. Was immer es war, das Menschen an solch einem frühlingshaften Herbstmorgen für gewöhnlich verspürten, in Edgar regte sich nichts dergleichen.

»Glück existiert überhaupt nicht«, sagte er. »Das sind nur Momente des Vergessens.« Es waren die ersten Worte, die er an diesem Morgen, den er mit einem Kasten Bier im Stadtpark verbracht hatte, an einen anderen Menschen richtete.

Bei diesem Menschen handelte es sich um ein junges Mädchen, das neben ihm auf der Parkbank Platz genommen hatte. Edgar schätzte sie auf zwölf bis vierzehn Jahre, doch genauso gut mochte sie sechzehn sein; wer konnte das noch beurteilen? Sie hatte ein Smartphone mit blumenverzierter Schutzhülle gezückt und zu tippen begonnen. Er kannte das Mädchen nicht (dachte er), er hatte sie nie zuvor gesehen (hatte er), nichtsdestotrotz machte es in seinen vernebelten Gedanken Sinn, ihr eine seiner größten Lebensweisheiten zuteilwerden zu lassen.

Die Beine überschlagen, richtete das junge Mädchen den Blick gen Himmel und dachte nach. Sie trug einen Kurzmantel, hellbraun und elegant, vermutlich nicht gerade ein günstiges Modell, eine schlichte graue Jeans mit zerschlissenen Knien und Schuhe aus Veloursleder. Die Reflexion währte nur kurz, da war sie wieder in das Tippen einer Nachricht vertieft. »Mag wohl sein«, sagte sie beiläufig. Das Haar war blond, zwischen matt und glänzend, natürlich, wie man unweigerlich dachte. Das Haar eines Mädchens vom Lande: Halb zu Gold gesponnenes Stroh, zum Zopf geflochten.

Edgar senkte den Kopf und betrachtete den Kasten Bier, der zu seinen Füßen stand. Jede zweite Flasche war leer, willkürlich zwischen den vollen verteilt. Jemanden nicht ernst zu nehmen, nur weil er unter dem Einfluss von Alkohol zu stehen schien, war etwas, das Edgar nicht akzeptieren konnte. Also wandte er sich um und fuhr das junge Mädchen an: »Erwachsen zu sein, heißt, sich alles mögliche schönsaufen zu müssen!« Er spürte den Zorn in seinem Puls, als er die Arme auf die Oberschenkel stemmte, die Hände in den Stoff der Hose und die angespannten Muskeln darunter krallte. Er biss die Zähne zusammen. »So was wird euch inner Schule wohl nicht beigebracht?!«

Das junge Mädchen war zusammengezuckt, doch lag in ihrem Blick nicht Furcht, nur Verwunderung. »Ganz ruhig, Mensch«, sagte sie mit der sanftesten Stimme. »Von mir aus können Sie mit Ihrem Bier doch tun und lassen, was Sie wollen.« Sie lächelte. Es war ein Lächeln, das sich nur andeutete und dennoch – oder deswegen – eine strahlende Wirkung entfaltete, und als ob Edgar nicht dadurch bereits entwaffnet wäre, fügte sie in gespieltem Schmollen hinzu: »Ich finde allerdings, Sie hätten mir längst eins anbieten können.«

Man konnte ihr ansehen, dass es ihr nicht besonders schmeckte, doch sie trank. Als das Mädchen namens Emilia das erste Bier geleert hatte – möglich, dass es ihr allererstes war –, nickte Edgar ihr anerkennend zu. Er bot ihr ein weiteres an, das sie dankend an-

nahm. Es handelte sich, wie Edgar erfahren hatte, um eine Morgenroth, die Schwester derjenigen, die sie die Auserwählte nannten. Edgar kam nicht umhin, ein gewisses Interesse an der Person dieses jungen Mädchens zu entwickeln. Ein Interesse, das für ihn ungewöhnlich war.

Emilia trank das zweite Bier zur Hälfte, ehe Edgar – angesichts der Größe von etwa eins fünfundsechzig und der zierlichen Statur ohne Verwunderung – feststellte, dass sie, was den Grad der Trunkenheit betraf, mit ihm gleichzuziehen schien. Zumindest erfreute sie sich bester Laune, und Edgar tat es auch (im Rahmen seines schattigen Gemüts). Der Park hatte sich mit Leben gefüllt, und eigentlich hätte man erwartet, dass der Anblick des ungleichen Paares, das sich am Vormittag einen Kasten Bier zu teilen schien und über die dümmsten Zoten lachte, früher oder später das Auge des Gesetzes auf den Plan riefe. Nichts dergleichen geschah. Edgar und Emilia wurden kaum eines Blickes gewürdigt. Man war wohl Seltsames gewohnt.

»Besser 'ne gesunde Verdorbenheit«, gab Edgar eine weitere seiner Weisheiten zum Besten, »als 'ne verdorbene Gesundheit. Es ist wichtig, sich nicht immer an die Regeln zu halten. Merk dir das gut.«

Emilia hüllte sich in Schweigen und setzte ein Lächeln auf, das vielsagend war und wiederum nicht. Sie stellte die leere Flasche zurück in den Kasten und schielte neugierig, vielleicht erwartungsvoll zu Edgar hinüber. Die Augen waren groß und grün und erfüllt von einem naiven Ernst wie die der Schwester.

»Diese Welt ist ein seltsamer Ort«, sagte Edgar. »Findest du nicht? Wir sind am glücklichsten, wenn wir das Gefühl haben, nicht Teil davon zu sein. Wenn wir uns berauschen oder so sehr auf eine Tätigkeit konzentrieren, dass wir alles um uns herum vergessen. Ich mein' ...« Edgar trank einen großen Schluck und stieß einen tonlosen Seufzer aus. »Wir leben in 'ner Zeit, in der's uns schon zu Tränen rührt, wenn einander fremde Menschen ein halbwegs freundliches Gespräch führen. Das kann doch einfach nicht richtig sein. Wir sind soziale Lebewesen, heißt es.«

Emilia zuckt die Schultern. »Die Menschen sind eben zu unterschiedlich. Es wird sehr viel Wert auf Individualität und Leistung des Einzelnen gelegt und wenig auf gemeinsame Interessen. Du kannst natürlich irgendwo den einen oder anderen Menschen finden, mit dem du dich verstehst, aber auf diese wichtige Queste begibst du dich allein.«

Es musste das Bier sein, das sie derart weise machte, dachte Edgar – und es musste ebenfalls das Bier sein, das ihn ohne nachzudenken sagen ließ: »Weißt du, mein Bruder, der arbeitet an der Lösung für dieses kleine, aber schwerwiegende Problem.«

»Ein Neutronensternproblem, ja?«, witzelte das Mädchen mit den roten Wangen und dem trunkenen Grinsen. »Klein, aber schwerwiegend« Sie hickste.

»Neutronensternproblem ...?« Edgar lächelte schief. »Kleine, du erinnerst mich an jemanden.«

»Ist das gut oder schlecht?«

»Das ist gut. Ziemlich gut sogar.«

»Na schön, dann freue ich mich. Und jetzt lass hören! Wie sieht die Lösung aus, die dein Bruder ersonnen hat?«

Nun aber zögerte Edgar. Er hatte zu plaudern begonnen, doch noch gab es ein Zurück! Nein, etwas drängte ihn, das junge Mädchen in das Geheimnis einzuweihen. An der Ähnlichkeit lag es nicht, zumindest nicht nur: Auch war die Situation, die zufällige Begegnung mit der Schwester der Aske Morgenroth, zu unwahrscheinlich, ihr nicht eine tiefere Bedeutung beizumessen – oder zu

versuchen, ihr eine zu verleihen. Und so gab sich Edgar dem Eindruck, eine Art ungeschliffenen Diamanten vor sich zu haben - in Gestalt einer jungen, interessierten Person, die der richtigen Umstände und Führung bedurfte -, mit vollem Vertrauen hin. »Diese Gesellschaft«, begann er die Erklärung, die Sprache verzerrt und verschwommen vom Alkohol, mit einer gewissen Ausschweifung, »erzieht ihre Mitglieder, wie du richtig sagst, vor allem dazu, nach immer größerem Glück des Einzelnen zu streben. Eine solche Gesellschaft muss zwangsläufig irgendwann an einen Punkt gelangen, an dem's zu viele unterschiedliche, sogar gegensätzliche Interessen gibt, jedem das Leben zu ermöglichen, von dem er träumt. Das Glück des einen kostet das Glück des anderen. Glück ist in dem System, in dem wir leben, 'ne endliche Ressource.« Er leerte die Flasche und unterdrückte einen Rülpser. »Wohl dem«, fuhr er fort, »der's vermag, sich dem Zeitgeist zu widersetzen! Zufrieden zu sein mit dem, was er hat, vielleicht sogar glücklich. Meinste nicht auch?«

Emilia blickte zu Boden. »Ich weiß nicht so recht«, antwortete sie zögerlich.

»Du weißt nicht so recht?« Edgar versuchte, Ruhe zu bewahren. »Dazu musste doch 'ne Meinung haben«, sagte er, die Augen zusammengekniffen. »Das ist, denke ich, die wichtigste Frage überhaupt: Wozu man eigentlich hier ist.«

»Das sagt mir jemand«, antwortete Emilia und deutete mit einer Kopfbewegung auf Edgars Flasche, »der, wie mir scheint, selten *hier* ist.«

Edgar grinste – geschlagen.

- »Warum«, begann Emilia langsam, »ist es so, dass du ...?«
- »Dass ich mich am frühen Morgen so volllaufen lasse?« Edgar schnaubte. »Tja, das hat viele Gründe, und 'n paar davon sind gar

nicht mal so schlecht.«

»Natürlich«, sagte Emilia mit frecher Ironie. »Und welcher ist der beste?«

Edgar haderte einen Moment mit sich, doch nicht lange genug, dass die Vernunft hätte einschreiten können: »Es war mein Bruder«, platzte es aus ihm heraus. »Wer sonst würde es auch wagen? Er hat mich einfach weggeschickt, schon vor 'n paar Tagen. Mich verbannt, wenn du so willst.« Edgar runzelte die Stirn. »Tja, ich weiß nicht, ob das wirklich der beste meiner Gründe ist, aber das hat mir wohl den Rest gegeben, wie man so schön sagt.«

»Dich verbannt?«, fragte Emilia. »Wie das?«

»Das wollte ich dir ja noch erzählen! Also hör zu. Mein Bruder hat dieses verrückte Projekt, das er für die Lösung für's ... – Wie war das eben? Für's Neutronensternproblem hält. Nicht ganz uninteressante Sache eigentlich, und 'n paar Freunde von uns sind auch involviert. Meine Anwesenheit aber konnte dann plötzlich nicht länger geduldet werden. Ich sei 'ne Gefahr für den Erfolg, hieß es. Hat mein Bruder genau so gesagt.« Edgar lachte bitter. »Seh' ich etwa aus wie 'ne Gefahr für den Erfolg?«

»Gewissermaßen«, räumte Emilia ein. »Aber selbst wenn, ihr seid doch Brüder! Meine Schwester und ich, wir ...«

»Weißt du«, unterbrach Edgar sie, »es herrschte ja nie 'ne besondere Eintracht zwischen uns, aber obwohl wir so verschieden sind, haben wir uns bisher miteinander arrangieren können. Zumal wir, wie gesagt, auch über andere Personen verbunden sind. Ich weiß, wenn ich's recht bedenke, nicht, wie ich die Situation empfinde: Ist das jetzt Zorn oder Eifersucht?«

»Im Zweifel ist es meist von beidem ein bisschen«, antwortete Emilia. Sie verfiel in Grübeln. Ab und zu sah sie Edgar an, doch sie blieb stumm.

Edgar schüttelte den Kopf. »Schweig nur. Das ist mir lieber. Die meisten Leute haben ein Gespür dafür, wann man was sagen sollte, aber nicht dafür, was. Dann sollte man's besser lassen, Aber die wenigsten haben gelernt, ihre Fresse zu halten.« Nach einer längeren Pause fügte er hinzu: »Es ist halb so wild, wirklich. Zu irgendwas wird's schon nütze sein, dass ich jetzt hier sitze und nicht in diesem verfluchten Palais. Soll Richard sein Experiment doch ohne mich durchführen. Er wird erkennen, dass die Missstimmungen auch ohne mein Zutun auftreten werden, ganz von allein, weil der Mensch eben nicht so ist, wie er es sich in seiner Naivität ausmalt.« Edgar schielte zu Emilia hinüber. »Ich glaube, alles, was einem widerfährt, hat einen Sinn. Am Ende führt alles zu einem erstrebenswerten Ziel, auch wenn man das Ziel unterwegs selten kennt. Es gibt viel weniger falsche Wege, als man glaubt. Wenn ich einen falschen Weg gegangen wäre, wie könnte ich hier sitzen und mich so wohlfühlen?«

»Indem du dich betrunken hast«, erwiderte Emilia. Wie kühl ihre Stimme war!

Und wie wahr die Worte! Edgar wurde bewusst, dass dieses junge Mädchen alles bereits durchschaut hatte, innerhalb kürzester Zeit. Edgar erstarrte. Es lagen die Dinge wohl einfacher, als er gedacht, als er gehofft hatte. Der Atem stockte ihm in der Lunge und schien im nächsten Moment einen Teil seines Verstandes vergiftet zu haben.

Er mühte sich auf die Beine und entfernte sich einige Schritte, gemächlich, schlurfend.

Ein Keim grauer Gedanken wucherte vor sich hin, ein Rankenwerk aus Verzagtheit und gebrochenem Willen. Die halbleere Flasche lag ihm schwerer und schwerer in der Hand, bis er schließlich nachgab. Das Glas zerschellte und hinterließ die schäumende Pfütze in der Form eines hingekritzelten Sterns. Die Scherben glommen in der Mittagssonne, die ohne Wärme auf Edgar hinabzulachen schien. »Verflucht noch mal«, sagte er mit der Stimme eines todgeweihten Kriegers, »wieso nur kann niemand zulassen, dass ich mich diesem schönen Trug hingebe?«

Emilia senkte den Blick. »Tut mir leid«, sagte sie leise. »Das war nicht fair von mir.«

Edgar blickte über die Schulter. »Als wär' dieser Trug von geringerem Wert als anderer. Jeder Mensch gibt sich diesem oder jenem Trug hin und hat, wenn du mich fragst, ein Recht dazu.«

Eine Träne glitt Emilias seidene Wange hinab, zeichnete eine Spur aus Licht, als das Mädchen mit aufrichtiger Reue flüsterte: »Verdammt noch mal, ja.« Sie trat an Edgars Seite und schlang ihre Arme um ihn. Mit aller Kraft presste sie den Felsen, der sein Körper war, an sich.

Das Gesicht einer alten Hexe mit rot gefärbtem Haar flog an ihnen vorüber, den Blick getränkt in Ekel und Mitleid. Das Gesicht eines Greises, die Züge grässlich verzerrt. Edgar ließ sich auf die Knie sinken. Sein ungezähmter Bart musste wie Draht über Emilias Hals kratzen, doch sie rührte sich nicht. »Es ist schon gut«, knurrte er und füllte seine Brust mit heißer Luft und dem Parfüm von Honig und Vanille. Ein natürlicher, unschuldiger Duft. »Es ist ja nicht deine Schuld.«

Er glaubte, seine Ruhe wiederzufinden, als er aber einen weiteren Schluck nehmen wollte, ergoss sich über ihn ein Schwall des Bieres. Das Unterhemd durchnässt – und im Übrigen längst nicht mehr so weiß, wie es einmal gewesen sein mochte –, ließ er sich gegen die Kante der Bank fallen. Mit aller Kraft, die ihm noch blieb, versuchte er, die aufsteigende Melancholie zu unterdrücken. Er begann zu zittern und zu beben wie einer, dem sein Schicksal

nicht gleich war. Wie jemand, der er nicht sein wollte.

Diese Schlacht war verloren. Edgar ergab sich der Pein wie dem Schwert des Feindes, zum letzten Streich erhoben. Sein raues Antlitz verzerrte sich im Versuch, die Tränen zurückzuhalten, ehe ihn eine Traurigkeit überwältigte, so tief, wie er sie lange nicht mehr, vielleicht nie gespürt hatte. Es war, als schössen ihm alle trübsinnigen Gedanken, derer er sich bisher einzeln hatte erwehren können, auf einmal in den Kopf. Was ihm auf der Seele lastete – und mochte es akkurat geordnet und gestapelt gewesen sein durch das, was Edgar für Stärke hielt, für die einzige Disziplin, die er aufzubringen vermochte –, brach mit einem Male über ihm zusammen wie ein Regal von Aktenordnern, in denen, fein säuberlich, die düstersten Bilder und schrecklichsten Vorahnungen abgeheftet waren.

Die Wucht des Aufpralls riss ihn mit. Er stürzte und stürzte, während die Tränen strömten. Hitze stieg in ihm auf, dann Kälte. Emilia aber hielt ihn weiter fest umschlungen, selbst zitternd, und ein Hauch von Leichtigkeit schlich sich in die Leere seines Herzens und begann das Grau zu färben. Edgar atmete abermals tief ein. Der Strom der Tränen versiegte, die Melancholie blieb: Auch in Emilias Armen war er noch der gleiche Mann, der gleiche Verbannte, der nach Schweiß stank und nach Bier – und nach Gram.

»Weißt du, Harmonie ist, was am Ende zählt. Nur wer mit anderen im Reinen ist, kann es auch mit sich selbst sein, denke ich.« Emilias Stimme war ruhig, doch ernst. Eine Ahnung von Klugheit lag darin, die Edgar, auf eine sanfte Weise, abermals überwältigte. »Das gilt besonders zwischen Geschwistern. Meinst du nicht, du solltest zurückkehren und die Angelegenheit klären?«

»Du hast recht.« Er wischte sich mit dem Arm über die Augen und schniefte. »Das sollte ich.« Entschlossener fügte er hinzu: »Das muss ich. Keine Ahnung, wie sich das Projekt bisher entwickelt haben mag – es könnte alles mögliche geschehen sein – oder was mich da erwartet, aber wie sonst könnte ich irgendwas ändern?«

Emilia nickte. »Ich werde dich begleiten«, sagte sie. »Ich werde dir helfen, ins Reine zu kommen.«

»Wirst du nicht«, entgegnete Edgar ernsten Blickes. »Das ist etwas, das ich allein tun muss.«

Da vermochte Emilia ein verhaltenes Kichern nicht zu unterdrücken ob der Dramatik, die der trunkene Narr in seine Stimme gelegt hatte. »Oh, gewiss!«, sagte sie. »Ich würde mir nicht anmaßen, irgendwas beitragen zu können, den Zwist zweier Brüder aufzulösen, die wie, wie mir scheint, Licht und Schatten sind. Nein, mich interessiert das Projekt selbst. Du hast mich neugierig gemacht, sehr neugierig sogar.« Ihre Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen.

»Tja, wie du meinst ...«, sagte Edgar nach kurzer Überlegung. »Schlimmer werden kann's eh nicht mehr.«

»Dann ist es beschlossene Sache.« Emilia leerte den letzten Rest ihrer Flasche. »Gehen wir.«

Das ungleiche Paar erhob sich, Emilia so schnell, dass sie der Schwindel überkam, Edgar behäbig. Sie gingen den Pfad entlang, der tiefer in den Park führte und schließlich wieder hinaus. Emilia legte die Aufregung eines kleinen Mädchens an den Tag, eilte voraus, kam zurück, tänzelte um Edgar herum.

»Das Palais«, erklärte Edgar seiner lebhaften Begleiterin, »ist ein geheimer Ort, der von handverlesenen Menschen bewohnt wird. Attraktiv, intelligent, sympathisch – tja, eben das Gegenteil von mir. Ein exklusives, unbekümmertes Leben für einen elitären Kreis, das ist das Ziel des Ganzen.« Edgars Tonfall bedeutete Emi-

lia unzweifelhaft, wie wenig er vom Projekt hielt.

Die schien gegenteiliger Meinung. »Das klingt fantastisch«, befand sie. »Nach einer sinnvollen Optimierung der Lebensqualität. Nach so einer Art vernünftigem Hedonismus mit Menschen der wertvolleren Sorte. Das gefällt mir.«

Edgar seufzte. »Natürlich klingt das Konzept erst mal gar nicht so schlecht. Aber sieh's doch mal so: Du gibst dein Leben in Richards Hände. Er organisiert es und gestaltet es. Damit machste dich abhängig von ihm.«

»Tja«, sagte Emilia, »hält man Unabhängigkeit für ein höheres Gut als Glück, mag man dem Projekt zu Recht mit Skepsis gegenüberstehen.« Sie dachte einen kurzen Moment nach. »Aber ich tue das nicht.«

»Du meinst, du wärst gern Teil des Projekts?«

»Ich schätze, das wäre ich.«

Edgar lachte verächtlich. »Ich schätze, dann musst du diesen Unsinn unbedingt mit eigenen Augen sehen.«

»Wäre es denn möglich, teilzunehmen am Projekt?« Sie schielte herüber. »Besteht eine Chance, dass ich Richards Kriterien entspreche?«

»Biste dir denn sicher, dass du das willst?«, fragte Edgar, Emilia unverwandt anblickend.

Sie nickte eifrig und schien in höchstem Maße interessiert: Der unschuldige, doch fordernde Blick weckte in Edgar den Ehrgeiz, ihr die Wahrheit vor Augen zu führen. Die Jugend zu lehren, worauf es im Leben wirklich ankam. Darüber hinaus mochte sich Emilia als nützlich erweisen. Sie war ein hübsches Mädchen, klug und liebevoll. Und nicht zuletzt war sie die Schwester der Auserwählten! Brächte er eine vielversprechende Kandidatin wie sie zum Palais – ein vernünftiger Vorwand, dort überhaupt aufzutau-

chen –, vielleicht wäre Richard in einem Anflug von Dankbarkeit seinem Bruder zu vergeben bereit?

»Bitte«, sagte Edgar schließlich mit einem Schulterzucken, »ich werd' ein gutes Wort für dich einlegen. Versprechen kann ich aber nichts.«

»Das ist okay«, sagte Emilia und stieß Edgar in die Seite. »Auf das Versprechen eines betrunkenen Fremden würde ich sowieso nicht vertrauen.«

»Heh«, machte Edgar und grinste schief. »Du gefällst mir.«

Wenn auch mit diesem jungen Mädchen an der Seite, schien dem Eintritt ins Palais im ersten Moment etwas Heroisches innezuliegen. Allerdings war Edgar bewusst, dass die beiden ein seltsames Bild abgeben mussten: In ihrer Gestalt wie Nacht und Tag waren sie, wie Wolf und Lämmlein. Ihre Namen mochten Zorn und Anmut lauten für jeden, der sie nicht kannte. Grendel und Charisma. Und doch, innerlich verband sie etwas, und Edgar wollte glauben, dass dieses Etwas darin bestand, dass sie von heute an hierher gehörten.

Die Klänge einer Akustikgitarre hallten durch die Korridore des Palais. Das Stück kam Edgar bekannt vor, und als sie die Treppe hinaufgestiegen waren und den Salon betraten, erkannte er es: Es musste Ventada sein, die *Und alle Wege führten heim* spielte, ein ruhiges und simples Stück, das sie nur ein einziges Mal zusammen geprobt hatten, ehe sie sich anderen, zu diesem Zeitpunkt interessanteren zuwandten. Es jedoch in der sphärischen Akustik des Palais zu hören, weckte in Edgar die Lust, sich erneut damit zu beschäftigen. Weiter daran zu arbeiten. Er nahm auf einem der Stühle Platz und lauschte. Emilia tat es ihm gleich und ließ den Blick über das noble Interieur und die Gemälde an den Wänden schwei-

fen. Hinaus aus dem Fenster und hinüber zum mächtigen Turm, auf den, wodurch er überzogen war von einem seltsamen bläulichen Schimmer, das Licht der Sonne fiel.

Die eine oder andere Ahnung kam Edgar, wie das Stück sich im Anschluss an das erste Thema entwickeln könnte. Je länger er Ventadas Spiel verfolgte, desto deutlicher zeichnete sich die Richtung ab, die ohne jeden Kompromiss einzuschlagen war. Es musste komplexer werden, nach und nach progressiver und dichter, ohne je die Milde und die serene Besonnenheit zu verlieren, die es definierte. Edgar war kein bloßer Musiker, der sich zu allem hinreißen ließ, was die Komposition interessanter machte. Er war Künstler.

Während sie dort saßen und lauschten, hatte sich leise eine Tür geöffnet, und ein Mädchen war in den Salon getreten. Es war eine dieser zierlichen, ja durchaus liebreizenden Blondinen, die Richard als Dienstmädchen auserkoren hatte. »Oh, Master Edgar!«, rief sie voller Erstaunen aus. Das Geschirr, das sie trug, klirrte aneinander. »W-was führt *Euch* hierher?« Wenn das Palais auch in seinem Grundgedanken viel Raum für Wunder ließ, musste Edgar im Saal vorzufinden eines der letzten Dinge sein, mit denen sie gerechnet hatte.

Edgar sah darüber hinweg, dass sie nicht den Anstand fand, ihn ordnungsgemäß zu begrüßen.

»Wurdet Ihr nicht ...«, stammelte sie. »Ich meine, hat man Euch nicht ...«

»Ja, ja«, sagte Edgar und winkte ab. »Des Platzes verwiesen. In die Wüste geschickt. Verbannt. Es ist mir nicht entfallen. Aber möglicherweise habe ich hier jemanden, der meinen werten Bruder interessieren könnte. Würdest du ihm Bescheid geben, dass ich hier mit der Schwester der Auserwählten auf ihn warte?«

»G-gewiss, Master Edgar«, antwortete die Maid und deutete ei-

ne Verbeugung an. Dann eilte sie los.

»Master Edgar«, wiederholte Emilia und kicherte. »Nimm es mir nicht übel, aber so ein Titel steht dir überhaupt nicht.«

Edgar verzog den Mund zu einem Grinsen. »Hab' ihn mir aber selbst ausgesucht.«

Sie blieben in der Nähe der Tür stehen. Wahrten die Distanz. Dass auch Miroir und Ventada zögerten, stimmte Edgar verdrießlich. Die Schwester rührte sich nicht einmal, als sie Emilia sah – wobei Edgar auffiel, dass die Jüngere der Älteren einen merkwürdigen, Blick zuwarf, der etwas Triumphierendes an sich hatte. Den Blick von jemandem, der die Dinge vorhergesehen hatte oder dem eine Überraschung gelungen war. Die Ältere wiederum schien in erster Linie erstaunt, wenn auch nicht so sehr, wie man es hätte erwarten dürfen. Es mochten, andererseits, bloß die scheinbar trägen Augen sein, die den Eindruck erweckten, Aske Morgenroth nähme diese erstaunliche Begegnung mit kaum einer Gemütsregung hin.

Allein das asiatische Mädchen, das Edgar nicht auf Anhieb einzuordnen wusste, setzte sich verkehrt herum auf einen Stuhl, die Arme auf der Lehne und das Kinn darauf, und betrachtete Edgar. »Master Edgar, ja? Man mag's dir zwar kein bisschen ansehen, aber du bist der Bruder von Richard.«

»Du hast 'ne bemerkenswerte Kombinationsgabe«, spottete Edgar. »Und vielen Dank fürs Kompliment; niemandem ist zu wünschen, dem alten Geck ähnlich zu sehen.«

»Geschmackssache«, entgegnete die Asiatin mit einem Lächeln, das schwer zu deuten war. »Ich bin übrigens Kaori.«

Kaori, dachte Edgar. Den Namen hatte er schon einmal gehört. Oder gelesen? Er durchforstete sein Gedächtnis, versuchte, irgendeine Spur zu finden. Nichts. Erst als sie die Position änderte und er die Konturen eines Zahnrads im Ausschnitt des Mädchens entdeckte, fiel es ihm ein: Kaori Aonuma, die beste Freundin. Die Asiatin mit dem Tattoo zwischen den Titten. Ein hübscher Name für ein hübsches Gesicht; ein Flittchen, wenn man Arachne glauben konnte.

»Warum bist du zurückgekehrt?«, fragte Ventada argwöhnisch.

»Weil es etwas zu klären gibt.« Richard lehnte im Türrahmen, die Arme verschränkt, und warf seinem Bruder einen kühlen Blick zu, die Augen grau wie Stahl und Starrsinn.

»Was zu klären«, wiederholte Edgar. »In der Tat.«

»Und wie ich sehe, hast du Unterstützung mitgebracht.«

»Ich ...« Emilia war mit der Situation sichtlich überfordert. »Ich bin nicht hier, um ...«

Richard beachtete das Mädchen nicht. »Die junge Morgenroth«, sagte er, Edgar zugewandt, »wie kann das sein?«

»Es war bloßer Zufall, ehrlich; man trifft ja alle möglichen Leute im Park, oder? Vielleicht hab' ich sie da vorher schon mal gesehen, keine Ahnung.«

»Und dann?«

»Na, dann hab' ich sie angesprochen«, sagte Edgar ein wenig gereizt, »wie's halt ab und zu passiert, wenn ich einen über den Durst getrunken hab'.«

»Du wusstest also nicht, wer sie ist?«

»Ich hatte keinen Schimmer, wer sie ist.«

»Und als es dir dämmerte, dachtest du ...«

»... dass sie irgendwie ein außergewöhnliches Mädchen ist, das dachte ich. Ich mein', sie ist nicht gerade hässlich, hat 'n paar überlegte Worte von sich gegeben und sich für das Projekt interessiert. So was haste doch gesucht, dachte ich? Also hab' ich ihr erlaubt, mich zu begleiten. Sie hat überhaupt nicht mehr aufgehört,

mich mit allen möglichen Fragen zu löchern.« Edgar lachte. »Ein wissbegieriges Gör!«

Richard trat neben seinen Bruder. Den Kopf geneigt, musterte er Emilia. »Außergewöhnlich, sagst du?«

»Nicht weniger als der Rest von uns«, antwortete Edgar. »Tja, und außerdem isse ja die Schwester eurer ›Heldin‹.« Er bedeutete mit den Fingern Anführungszeichen, schüttelte den Kopf. »Wie konntet ihr die Kleine denn *nicht* einweihen, ihr Armleuchter? Ihr hättet mal hören müssen, wie sie die ganze Bootsfahrt lang über ihre große Schwester gesprochen hat! Aske dies, Aske das; da is'ne Bande zwischen den beiden, das merkt man schon. Lass sie bleiben, Richard, Mann, lass sie einfach bleiben. Sie sieht aus wie die Unschuld vom Lande – buchstäblich sogar in dieser romantischen Klamotte –, aber das bisschen Menschenkenntnis, das ich habe, sagt mir: das ist sie nicht. Stille Wasser sind tief und so, du weiß schon. Übrigens ist sie fast betrunken.« Er lachte auf. »Sie stinkt nach Bier, wenn du mir nicht glaubst, fast so sehr wie ich!«

Richard dachte nach. Langsamen Schrittes stiefelte er um Emilia herum. Edgar stellte fest, dass er, während Richard das junge Mädchen umkreiste und mit Stirnrunzeln musterte, feuchte Finger bekam.

Da trat Ventada vor. »Richard«, sagte sie und biss sich auf die Lippe. »Das Mädel ist doch viel zu jung.«

»Zu jung, um ein richtiges Leben zu führen?«, fragte Richard. Er blieb abrupt stehen und fixierte Ventada, die Augen schmale Schlitze. Eine Strähne seines langen Haars hing ihm ins Gesicht.

Ventada wiegte den Kopf hin und her. »Zu jung für einige der Dinge, die Erwachsene zum Glücklichsein brauchen.«

»Dieser Überzeugung bist du also allen Ernstes, ja?«, fragte Richard. Dann wandte er sich wieder Emilia zu, ruhig und voller

Güte. Offenbar hatte er die Entscheidung bereits getroffen. »Emilia Morgenroth scheint mir alt genug für unser Unterfangen, Niéve«, sagte Richard. Die Härte in seiner Stimme ließ Ventada wissen, dass sie sich geschlagen geben sollte. Über die Schulter fügte er hinzu: »Du hast an Mut verloren, meine Liebe. Ich sage: Lassen wir es auf einen Versuch ankommen.«

»Du machst wohl Witze!«, empörte sich Kaori. »Das ist inakzeptabel!« Ihr Blick ersuchte die Hilfe von Aske.

Die aber stand seelenruhig da, an die Wand gelehnt, die Arme hinter dem Rücken. Sie hatte den Austausch mit hochgezogener Augenbraue beobachtet, ein hochmütiges Lächeln auf den Lippen. »Kaori«, hauchte sie beschwichtigend, den Kopf geneigt.

Kaori sah Emilia mit sturer Skepsis an. »Aber hast du denn keine Schule, sag mal?«

»Das vielleicht schon ...«, antwortete Emilia und wurde ein wenig nachdenklich.

Die Maid, die mit den anderen zurückgekehrt war, tat einen Schritt nach vorn. »Sorgt euch nicht darum, Milady«, sagte sie und lächelte Emilia zu. »Für Probleme dieser Art finden wir hier im Handumdrehen eine Lösung.«

Kaori stutzte. »Schön«, sagte sie, der wohl dämmerte, dass auch sie eine solche Lösung benötigen würde. »Für andere Probleme«, setzte sie hinzu, »aber nicht.«

Das junge Mädchen selbst verharrte auf ihrem Stuhl, die Finger ins Polster gekrallt. Sie verzog keine Miene, doch ihre Augen strahlten. Sie hegte tatsächlich die Hoffnung, zu bleiben, und sah das Ziel zum Greifen nahe.

Und warum auch nicht? Was sprach dagegen? Das Alter war eine Zahl mit wenig Aussagekraft. Er hatte zu viele Menschen kennengelernt, die sich nicht demgemäß verhielten, auf die eine oder

die andere Weise. Auch Edgars Verhalten entsprach selten dem des Zweiunddreißigjährigen, der er war, während Richard in fremden Augen zuweilen gut und gerne zehn Jahre hinzugewinnen mochte. Aussehen, Klugheit und Alter eines Menschen hatten wenig miteinander zu tun, im Gegenteil: Je größer die Abweichungen dazwischen, fand Edgar, desto interessanter die Person.

»Sie soll bleiben«, sagte Aske. »Bitte. Es wird keine Probleme geben, das kann ich versprechen.« Sie grinste. »Emilia ist die Vernünftigere von uns beiden.«

Richard nickte. »Wenn dem so ist und du dir ihre Anwesenheit wünschst, ist die Sache meines Erachtens beschlossen.«

Miroir teilte Richards Ansicht. Er war der Erste, der vortrat und der Neuen, eine Vorbeugung andeutend, die Hand reichte. »Herzlich willkommen im Palais«, sagte er feierlich. »Mein Name ist Miroir. Das ist Fleur, meine Verlobte.«

Mit ihrem einnehmenden Lächeln trat auch Fleur vor und legte die Arme um Emilia. Edgar nahm einen Hauch des Parfüms wahr, als sie sich hinunterbeugte. Rosen und Zimt, wie immer. »Wir werden uns darum kümmern«, sagte sie, ihre Wange an Emilias, »dass du alles erhältst, was du benötigst, und alles Mögliche darüber hinaus.«

Die Anspannung des jungen Mädchens war gänzlich verflogen, von ihr genommen, als Fleur einen Schritt zurück tat.

Dann reichte Richard ihr die Hand, um sie hinaufzuziehen. »Na, komm«, sagte er.

Sie stand aufrecht vor ihm, eine ironische Skepsis in den Augen, als brächten bloß zwei Freunde um der Tradition willen eine alberne Zeremonie hinter sich.

»Dein Mitbringsel darf also bleiben«, sagte Richard, als er sich Edgar zuwandte. »Doch was ist mit dir?«

Stille legte sich in den Raum. Anspannung. Nun war der Moment gekommen, das Richtige zu sagen. Man erwartete viel, und durfte es wohl.

»Wir sind Brüder«, begann Edgar. »Ich weiß nicht so recht, was ich von deinem Projekt halten soll, das geb' ich zu, aber ich finde, ich sollte Teil davon sein.« Er räusperte sich. »Ich sollte zumindest versuchen, die Angelegenheit ein bisschen mehr zu würdigen, und du solltest mir die Chance dazu geben.« Er lachte bitter. »Nicht dass es mir was ausmachen würde, wieder zu gehen.«

Richard nickte, ernst. »Du magst es wieder vergessen haben – oder verdrängt oder fortgespült mit Bier und Schnaps, wer weiß – doch du hast einige hässliche Dinge gesagt, ehe ich dich zu gehen bat.«

»Ich sag' eben ab und zu hässliche Dinge«, raunte Edgar, »daran solltest du dich gewöhnt haben.«

»Es waren Dinge, die ich als zutiefst beleidigend empfand angesichts der Zeit, die ich in mein Projekt investiert habe. Als es endlich beginnen konnte, versuchtest du, es mir madig zu reden mit all dem Hohn und Zynismus, den du nur aufzubringen vermochtest.«

»Ich habe mich wieder beruhigt, wirklich. Es ist, wenn du so willst, alles in bester Ordnung. Zugegeben, das Mädel da hatte einen gewissen Beitrag daran.« Er blickte Richard an. »Zorn ist die richtige Reaktion für 'ne Weile«, raunte er, »aber weißte, so'n Feuer ist nur gut, solange man auch die Kontrolle behält und es löschen kann, wenn man's nicht mehr braucht.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir das glauben kann«, sagte Richard. »Dennoch will ich deiner Bitte stattgeben. Lassen wir es auf einen Versuch ankommen.« Der Anflug eines Lächelns zeigte sich. »Verachtung ist etwas für Jungen, ein Mann verzeiht.« Er streckte seine Hand aus. »Willkommen zurück, Edgar. Vermutlich hast du recht: Auch du gehörst hierher, denn wir sind Brüder.«